

eXperimenta

01/
16/

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

EisZeit

Ellbogen sind cool

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben www.inkas-institut.de

Inhalt	Seite
Titelbild/Rückseite: Isabell Gawron, Eiszeit	
Impressionen von Auschwitz	3
Impressionen Isabell Gawron	ab Seite 4
Editorial Rüdiger Heins	5
Der Fotograf von Auschwitz Reiner Engelmann im eXperimenta-Interview	6
AbonentInnen-Info	9
... die Kunst geht nach Brot Mario Andreotti	10
Kurzlyrik Steve Hoegener	ab Seite 13
Weltklimagipfel Jürgen Janson	18
Zwei Möwen Elin Bell	18
Eiszeitsymphonie Rüdiger Heins	19
Die Xu-Pei-Trilogie Teil Drei	21
Weltende topaktuell 2.0 Steve Hoegener	22
Kafka auf dem Stuhlberg Philip J. Dingeldey	23
Ein Abschied Ariane von der Haar	28
Entweder alle oder keins Rolf Duscha, Athena Verlag, im Interview	29
Im Hotelzimmer France Filipič	32
Die Wirklichkeit von Liebe, Leben und Tod Peter Paul Wiplinger	34
Reime Birgit Hufnagl	38
Sechs mal zehn Schritte ungeteilter Himmel Wolfgang Endler	46
Lyrik Vinzenz Fengler	48
Am Jüngsten Tag Gero Johannes Gregor Junge	49
Und summe Lieder Joshua P. Ternes	50
Leden Traude Veran	52
Vom großen Mond Nico Feiden	60
Die Klassikerin Das Glück, Selma Meerbaum-Eisinger	62
Leser(innen)briefe	63
Ankündigung für Februar	64
Kalender 16/17 Mainzer Institut für Buchwissenschaften	65
Freies Studium Kreatives Schreiben in Bingen am Rhein	67
Die Kurzgeschichte – Erzählen und Schreiben	67
Vision der Liebe – die Spiritualität der Heiligen Hildegard im Alltag	68
Schreiben und Meditieren im Kloster Springiersbach	68
Die Kunst des Erzählens	69
Wollsteins Cinemascope 4 Könige und Unsere kleine Schwester	70
Von Maria zu Salome Die Sammlung Fotografie im Kontext MKG Hamburg	72
INKAS-Autor(inn)entreffen 13.02.16	73
Aufruf der eXperimenta-Mitarbeiter(innen)	78
Wettbewerbe und Stipendien	79
Verloren im Staub Manolo Link	84
Impressum	63

eXperimenta



Titel Zwei 2 21563 The State Museum Auschwitz-Birkenau in Oświęcim.

Der Fotograf von Auschwitz Reiner Engelmann im eXperimenta-Interview

Die Kunst geht nach Brot Mario Andreotti

Zwei Möwen Elin Bell

Weltende topaktuell 2.0 Steve Hoegener

Kafka auf dem Stuhlberg Philip J. Dingeldey

Ein Abschied Ariane von der Haar

Entweder alle oder keins Rolf Duscha, Athena Verlag, im Interview

Im Hotelzimmer France Filipič

Sechs mal zehn Schritte ungeteilter Himmel Wolfgang Endler

Am Jüngsten Tag Gero Johannes Gregor Junge

Und summe Lieder Joshua P. Ternes

Leden Traude Veran

Vom großen Mond Nico Feiden

Illustrationen:

Isabell Gawron, Random House/ Isabelle Grupert, Jürgen Janson, Hannelore Mandik, Bettina Müller, Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, Burkhard Riegels, The State Museum Auschwitz-Birkenau in Oświęcim, Peter Paul Wiplinger

Titel Zwei 5 39845 The State Museum Auschwitz-Birkenau in Oświęcim.





Isabell Gawron: der Baum

Liebe Leserinnen und Leser,



während die Pole vor sich hinschmelzen, ist der Umgang der Menschen untereinander fühlbar kälter geworden. Gibt es da einen Zusammenhang zwischen der Klimaerwärmung und einer zunehmenden gesellschaftlichen Kälte? Spekulation, alles nur Spekulation. Was aber auffallend ist, so empfinde ich das zumindest, ist eine flächendeckend verbreitete ungezügelter Rohheit im sozialen Zusammenleben. Die Ellbogengesellschaft ist nicht mehr nur eine Metapher, sondern sie hat sich zu einem gesellschaftsfähigen Gegeneinander entwickelt. Nicht nur der „Geiz ist geil“, nein jetzt heißt es auch: „Ellbogen sind cool“. Auf diesen Werbeslogan warte ich noch. Möglicherweise bei der nächsten Bundestagswahl auf einem Wahlplakat vielleicht der SPD?

So wie wir dabei zusehen, wie die Eisberge vor sich hin schmelzen, mit der gleichen stereotypen Konsumentenhaltung lassen wir es geschehen, dass Menschen im Winter in Zelten wohnen oder ihre Notunterkünfte brennen. Feuer und Eis. Da fehlt noch das Element Wasser: Ach ja, Menschen ertrinken im Mittelmeer.

Vor etwa 21.000 Jahren hat der Homo sapiens sapiens die letzte große klimatische Eiszeit überlebt. Ist der Mensch auch dazu in der Lage, eine emotionale Eiszeit zu überleben?

EisZeit, liebe Leserinnen und Leser der **eXperimenta**. Eine gefühlte EisZeit.

In den nächsten Jahren, nicht in den nächsten Jahrzehnten, bauen sich gesellschaftliche Eisberge auf, die nicht nur die Polkappen zum Schmelzen bringen.

Willkommen in der **eXperimenta**-Community!

Rüdiger Heins



Rüdiger Heins

Der Fotograf von Auschwitz

Reiner Engelmann hat mit dem Fotografen Wilhelm Brase, gesprochen. Aus diesen Gesprächen ist ein Buch entstanden, das nicht nur betroffen macht, sondern auch aufklärt.

Reiner Engelmann im eXperimenta Gespräch mit Rüdiger Heins

eXperimenta: Lieber Reiner Engelmann, du hast bereits vor einigen Jahren über Menschenrechtsverletzungen in Argentinien berichtet. In dieser Zeit hast du dich besonders mit „verschwundenen Menschen“ beschäftigt, die von der Militärjunta verschleppt worden sind.

Reiner Engelmann: Ich war und bin Mitglied bei Amnesty International und in der damaligen Binger Amnesty-Gruppe betreuten wir ein „verschwundenes Ehepaar“ aus Argentinien. Diese beiden Menschen wurden am 11. Januar 1978 verhaftet und kamen in ein Konzentrationslager. Dort wurden sie vermutlich nach wenigen Wochen erschossen. Das ist bis heute aber nicht abschließend geklärt. Während der Zeit der Militärdiktatur haben wir tausende von Briefen, Telegrammen, Unterschriftenlisten, Postkarten, etc. an die Verantwortlichen in Argentinien geschrieben, ohne jemals eine Antwort zu bekommen. Wir hatten sie auch nicht erwartet. Wir hofften darauf, dass diese zahllosen Eingaben wie Stecknadeln in den Ruhekissen der Machthaber wirken mögen, damit sie für diese beiden jungen Menschen etwas tun.

Nach der Beendigung der Militärdiktatur haben wir Kontakt zu den Angehörigen des Ehepaares aufgenommen, sie, gemeinsam mit ihrem Enkelkind, der Tochter des Ehepaares, nach Deutschland eingeladen. Hier hatten wir viele Gespräche mit Politikern aus Landtag und Bundestag, dem Bundespräsidialamt und natürlich haben wir viele öffentliche Veranstaltungen gemacht.

Eine ganz wichtige und nachhaltige Entscheidung haben wir in unserem damaligen Wohnzimmer in Manubach am Mittelrhein getroffen. Es war ein Bedürfnis des Ehepaares, in ihrem Heimatort einen Platz zu haben, an dem sie für ihre toten Angehörigen trauern konnten. Einen Gedenkplatz, nicht nur für dieses eine Ehepaar, sondern für alle sieben Verschwundenen aus dem Ort. Wir haben besprochen, eine Gedenkstätte in der Stadt zu installieren, einen Ort des Gedenkens und Erinnerns für die Angehörigen. Das war die Ausgangsidee. Drei Jahre später ist dieser Erinnerungsort eingeweiht worden. Der Bürgermeister der Stadt hatte mich zur Einweihung eingeladen. Viele, viele Menschen hatten sich versammelt.

In der Folgezeit wurde diese Gedenkstätte erweitert, Schrifttafeln wurden aufgestellt, die über die Zeit der Militärdiktatur informieren, insbesondere über die Verschwundenen. So ist aus diesem für die Angehörigen gedachten Trauerort eine Gedenkstätte geworden, zu der unter anderem Schulklassen aus der gesamten Region hinfahren, um vor Ort aus der Geschichte zu lernen.

Diesen sieben verschwundenen Menschen habe ich dann auch ein langes Gedicht gewidmet, in dem ich über ihr Leben erzähle.

„Ich will Menschen zur Sprache kommen lassen, die sonst keine Möglichkeit haben, sich öffentlich Gehör zu verschaffen.“



Reiner Engelmann, Foto: Random House Isabelle Grupert

eXperimenta: Soziale Themen, besonders menschliche Schicksale, die in Vergessenheit zu geraten scheinen, greifst du immer wieder auf. Ist das ein Spezialgebiet von dir?

Reiner Engelmann: Ich will Menschen zur Sprache kommen lassen, die sonst keine Möglichkeit haben, sich öffentlich Gehör zu verschaffen. Ihr Leben, ihre vermeintlichen Probleme sind es, die mich interessieren. Denn es sind nicht ihre Probleme, es sind strukturelle gesellschaftliche Probleme, die ihr Leben prägen. Dies aufzudröseln, dies darzustellen, habe ich mir zur Aufgabe gemacht. Das sind sowohl schulische Dinge – die Schule als ein Ort der Selektion, die nicht allen Menschen eine gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht, weil sie aussondert, ausgrenzt, Menschen verschiedenen sozialen Schichten zuweist. Schule, wie sie heute weitestgehend existiert als ein Ort, an dem fast zwangsläufig Gewalt entsteht, weil es an entscheidenden demokratischen Strukturen fehlt, aber auch Lerninhalte vermittelt werden, die vielfach nicht mehr adäquat sind.

Aber auch Menschen aus anderen Regionen unseres Erdballs interessieren mich. Ich bin ein neugieriger Mensch, ich will wissen, wie man in anderen Ländern lebt und wenn man sich die Situation mit offenen Augen anschaut, sieht man keineswegs nur blühende Landschaften, sondern Menschen, die in großer Armut leben, ohne jemals eine Chance zu bekommen, ihre Situation zu verbessern. Deren Armut ist unser Reichtum. Damit dieser Satz nicht so plakativ dasteht, will ich das an einem Beispiel verdeutlichen: In Indien arbeiten hunderttausende Kinder täglich zwölf Stunden in Bergwerken, stellen Pflastersteine her, Grabsteine, Fensterbänke, Arbeitsplatten für Küchen etc. Diese Kinder arbeiten zum größten Teil als Schuldknechte, weil ihre Eltern vielleicht einmal Geld leihen mussten, um Medikamente bezahlen zu können. Weil sie aber bis zu 25 % Zinsen pro Woche für ihren Kredit bezahlen müssen und ihr Arbeitslohn so gering ist, dass sie nicht einmal die Zinsen bezahlen können, haben sie keine Chance, aus diesem Kreislauf herauszukommen. Wenn eines der Kinder doch mal einen Fluchtversuch unternimmt, beauftragt der Steinbruchbesitzer die Polizei, dieses Kind wieder einzufangen. Die Polizei bekommt dafür eine Belohnung, das Kind vor allen anderen eine Tracht Prügel mit der Peitsche.

Die Dinge, die diese Kinder dort produzieren, werden nach Deutschland exportiert und sind hier auf dem Markt wesentlich billiger als einheimische Produkte.

„Ganze Fußgängerzonen werden mit Pflastersteinen aus Indien zugepflastert – der bekannteste Ort ist wohl der Domplatz in Köln.“

eXperimenta: Welche Verbindung gibt es von den Themen, die du aufgreifst, zu deiner eigenen Biografie?

Reiner Engelmann: Insbesondere in den 60er Jahren, als ich angefangen habe, über politische Fragen nachzudenken, nachzufragen in der eigenen Familie, in der Schule über die Zeit des Nationalsozialismus, gab es immer nur ausschweifende Antworten wie „Die Zeit ist doch vorbei“ oder „Schau nach vorne“. Klar war diese Zeit vorbei, wir schrieben ja nicht mehr die 30er und 40er Jahre, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, dass diese Zeit nicht vorbei war, weil niemand darüber geredet hat. So war ich auf mich gestellt, Dinge herauszufinden, über die nicht gesprochen wurde. Es war grauenhaft, was sich mir da erschloss. Und dann habe ich von Menschenrechtsverletzungen in den 60er Jahren erfahren, habe darüber in Zeitungen gelesen, habe von der Organisation Amnesty International gehört, habe mich darüber informiert und eine für mich weitreichende Entscheidung getroffen: Ich werde all das nicht schulterzuckend hinnehmen, ich werde nicht schweigen, ich werde etwas tun. Und so gründete ich, zusammen mit einigen Freunden, die erste Gruppe von Amnesty International auf dem Hunsrück. Und diesen Grundsätzen fühle ich mich immer noch verpflichtet.

eXperimenta: Für wen schreibst du deine Bücher?

Reiner Engelmann: Ich schreibe meine Bücher für alle Menschen, denen diese Welt nicht egal ist. Ich schreibe über Menschen für Menschen, um diese Welt vielleicht ein bisschen menschlicher zu machen.

Ich weiß, das ist ein großes Vorhaben, aber ich bekomme, sowohl bei Lesungen als auch durch Zuschriften, sehr positive Rückmeldungen und das spornt mich an, weiterzumachen.

eXperimenta: Aktuell beschäftigst du dich mit Zeitzeugen, die das KZ überlebt haben. Eigentlich, so könnte man annehmen, ist schon alles über diese Menschen gesagt und geschrieben worden. Dennoch findest du auch in dieser Thematik Zugänge, die zu neuen Erkenntnissen führen. Beispielsweise in deinem Buch „Der Fotograf von Auschwitz“. Hier beschäftigst du dich mit dem Einzelschicksal des Fotografen Wilhelm Brasse. Wann und wo bist du Wilhelm Brasse zum ersten Mal begegnet?

Reiner Engelmann: Wilhelm Brasse lebt nicht mehr, er ist im Oktober 2012 gestorben. Begegnet sind wir uns, als ich im August mit einer Schulklasse auf einer einwöchigen Studienfahrt in Auschwitz war. Wilhelm Brasse stand uns als Zeitzeuge für ein Gespräch zur Verfügung.



Selbstverständlich weiß man heute Vieles über die Konzentrationslager, gerade auch über Auschwitz, das den Holocaust in seiner menschenverachtenden Haltung symbolisiert. Man weiß, dass dort circa eineinhalb Millionen Menschen ermordet wurden, dass nur wenige überlebt haben. Und die, die überlebt haben, konnten in den ersten Jahren über ihre Erfahrungen im Konzentrationslager nicht reden.

Erst in den letzten Jahren sind sie an die Öffentlichkeit getreten, haben ihre Geschichten erzählt. Und je mehr Überlebende erzählt haben, umso schwerer wurde nachvollziehbar, was sich in diesen Konzentrationslagern abgespielt hatte. Kaum erträglich, was sie ans Tageslicht brachten.

In unserer Geschichtsbetrachtung haben wir zu stark die politischen Prozesse jener Zeit im Focus gehabt und zu wenig die Menschen, die in dieser Zeit gelebt und vor allem gelitten haben.

„Seine Worte über das Unvorstellbare klangen in mir nach, als ich am Schreibtisch saß und versuchte, seine Geschichte zu erzählen.“

eXperimenta: Wann kam dir der Gedanke, aus der Biografie des Wilhelm Brasse ein Buch zu machen?

Reiner Engelmann: Bereits bei meinem ersten Besuch in Auschwitz 2006 und der Begegnung mit einem Zeitzeugen hatte ich mir vorgenommen, deren Geschichte aufzuschreiben, weil es alte Menschen waren, deren Lebensende abzusehen war. Und mit ihrem Tod würden auch ihre Geschichten, ihre Erfahrungen in den Lagern vergessen werden.

Bevor wir nach Auschwitz aufgebrochen sind, wusste ich, dass wir Wilhelm Brasse als Zeitzeugen haben würden. Im Vorfeld hatte ich mich über ihn informiert und als wir uns begegneten, habe ich ihn sofort darauf angesprochen, dass ich gerne über ihn schreiben würde. Ich musste ihn nicht überreden. Die Gespräche mit ihm habe ich aufgezeichnet – sie waren die wesentliche Grundlage für das Buch.

eXperimenta: Schreiben ist eine Sache, die von Gefühlen begleitet wird. War die Arbeit an diesem Buch über den Fotografen von Auschwitz für dich auch ein schmerzhafter Prozess?

Reiner Engelmann: Die Auseinandersetzung mit der Biografie von Wilhelm Brasse war für mich in der Tat ein sehr schmerzhafter Prozess. Seine Worte über das Unvorstellbare klangen in mir nach, als ich am Schreibtisch saß und versuchte, seine Geschichte zu erzählen. Ich sah ihn immer wieder

vor mir, wie er, wenn er bestimmte Erlebnisse erzählte, sein Taschentuch aus der Hosentasche zog, um sich die Tränen abzuwischen. An manchen Tagen konnte ich auch einfach nicht weiterschreiben, weil ich die Worte, die ich von Wilhelm Brasse gehört hatte, nicht zu Papier bringen konnte, weil sie so grausam waren. Ja, es war und es ist eine sehr intensive Zeit mit diesem Mann, der so etwas wie ein Wegbegleiter geworden ist, weil er, als er zu den Schülerinnen und Schülern sprach, sie eindringlich davor gewarnt hat, nochmals gedankenlos einem Führer hinterherzulaufen, der sich dann als Verführer entpuppt.

Eli Wiesel sagte einmal, wer einem Zeitzeugen zuhört, der wird selbst zum Zeitzeugen. Ich habe Wilhelm Brasse nicht nur zugehört, ich habe seine Geschichte aufgeschrieben und erzähle sie, in seinem Sinne, weiter.

eXperimenta: Die einzelnen Kapitel sind von ihrer Seitenzahl auffallend begrenzt. Welche Absicht verfolgst du damit?

Reiner Engelmann: Die Vielzahl von Informationen, die ich von Wilhelm Brasse bekommen habe und die Dinge, die ich zusätzlich recherchiert habe, musste ich irgendwie ordnen, sie in Kapiteln zusammenfassen. Von ganz zentraler Bedeutung für mich war dabei, nicht irgendwelche Dinge hinzuzufügen, die sich vielleicht so hätten abspielen können. Wilhelm Brasse sollte zu Wort kommen, er sollte in meinem Buch die Möglichkeit haben, noch einmal alles zu erzählen.

Leider gibt es ein zweites Buch über den Fotografen von Auschwitz, geschrieben von einem italienischen Autoren-Team, das ihr Buch mit Begebenheiten anreichert, die Wilhelm Brasse weder erlebt, geschweige denn erzählt hat. Darauf wollte ich ganz bewusst verzichten.

eXperimenta: Gibt es bereits Pläne für ein neues Buch?

Reiner Engelmann: Im kommenden Frühjahr wird es einen Band mit Kurzgeschichten über die Lebenssituation vieler junger Menschen sowohl hier in Deutschland, aber auch in vielen anderen Ländern geben. Danach beginne ich mit einem neuen Buch zum Thema „Rechtsextremismus im Alltag“.

eXperimenta: Vielen Dank für das Gespräch.

Das Interview für die **eXperimenta** führte Rüdiger Heins.

Weitere Informationen zum Autor: www.reiner-engelmann.de

Liebe Abonnentinnen und Abonnenten,

ab April 2016 werden Sie die Erinnerung zum Aufruf der **eXperimenta** nicht mehr regelmäßig erhalten, da der Aufwand des Versendens an mehr als 20.000 Mail-Adressen den Rahmen unserer technischen und zeitlichen Möglichkeiten sprengt.

In der Regel ist die aktuelle Ausgabe zum Ersten eines Monats online.

Mit freundlichen Grüßen

Ihre **eXperimenta** Redaktion

„... die Kunst geht nach Brot“

Ein Blick hinter die Kulissen des heutigen Literaturbetriebes

Prof. Dr. Mario Andreotti, St. Gallen

Der etwas sonderbare metaphorische Titel meines Essays „...die Kunst geht nach Brot“ mag zunächst irritierend wirken. Dieses Zitat stammt aus Gotthold Ephraim Lessings bürgerlichem Trauerspiel „Emilia Galotti“. Es ist gleich zu Beginn des Stücks die Antwort des Malers Conti auf die Frage von Prinz Hettore, was die Kunst denn mache. Lessing verwendet hier ein Sprichwort, das schon im 16. Jahrhundert bezeugt ist.

Fragen wir uns kurz, was dieses Sprichwort denn eigentlich aussagt. Etwas im Grunde Einfaches, würde ich meinen: Es sagt aus, dass die Kunst, also etwa Malerei und Musik, aber auch die Literatur so etwas wie einen ‚Auftraggeber‘ hat. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war dieser Auftraggeber der Fürstenhof; Intellektuelle und Kulturschaffende wurden, indem die Fürsten ihren Lebensunterhalt bestritten und als ihre Mäzene auftraten, an die Höfe gebunden, waren von ihnen abhängig. Friedrich Schiller etwa hat diese Abhängigkeit auf besonders krasse Weise zu spüren bekommen: Als er ohne Einwilligung von Herzog Karl Eugen der Uraufführung seines ersten Dramas „Die Räuber“ im Mannheimer Nationaltheater beiwohnte, hat ihn das 14 Tage Arrest gekostet. Karl Eugen verbot ihm, weiterhin Dramen zu schreiben, was Schiller bekanntlich zur Flucht über Mannheim nach Frankfurt veranlasst hat.

Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, dem Aufstieg des Bürgertums und der Entstehung eines modernen Urheberrechts, ist es zunehmend der freie Markt mit seinen Vorgaben, sind es die Verleger, Lektoren und Literaturagenten, ist es nicht zuletzt auch die Literaturkritik, die zum Auftraggeber der Kunst – genauer gesagt, der Literatur – wird. Wir sprechen dann recht eigentlich von einem Literaturbetrieb. Von diesem Literaturbetrieb, wie wir ihn heute kennen, soll in meinem Essay die Rede sein.

Das setzt allerdings voraus, dass wir zunächst ein wenig zurückblicken in eine Zeit, da Literatur noch kein Betrieb, das Buch noch keine Ware und die Literaturkritik noch nichts mit der Vermarktung von Büchern, mit Marketing, zu tun hatte. Dabei geht es mir nicht um Nostalgie, nicht um Kulturpessimismus oder gar um Untergangsstimmung. Ich möchte lediglich aufzeigen, wie die Entwicklung in den letzten dreissig, vierzig Jahren – der Zeit, die ich beruflich als Germanist überblicken kann – verlaufen ist, was sich verändert hat und was den heutigen Literaturbetrieb ausmacht.

Was gab es also und was gab es nicht, damals, in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts, als ich auf dem Gebiet der Literatur und des Literaturbetriebes die ersten Schritte machte. Es gab die Autorinnen und Autoren, die Bücher schrieben, mehr Männer noch immer als Frauen; es gab die Verlage, oder, besser gesagt, die Verleger, fast ausschliesslich Männer, die diese Bücher herausbrachten; es gab die Kritikerinnen und Kritiker, auch hier mehr Männer als Frauen, welche die Bücher rezensierten; und es gab die Buchhandlungen oder, besser gesagt, die Buchhändlerinnen und Buchhändler, die dafür sorgten, dass die Bücher auch unter die Leute kamen. Hier waren die Frauen in der Überzahl.



Alles wie heute, sind Sie, verehrte Leserinnen und Leser, vielleicht geneigt zu sagen. Aber das stimmt nicht ganz. Nicht nur das Verhältnis der Geschlechter hat sich in den letzten Jahrzehnten verändert; anders geworden sind auch der Stellenwert der einzelnen Branchen und der Umgang, den sie miteinander pflegen. Etwas verallgemeinert lässt sich sagen, dass früher alles etwas persönlicher als heute war und etwas gemächlicher zu und her ging. Da gab es zum Beispiel die Frankfurter Buchmesse im Herbst. Auf diesen Termin hin liessen die Verlage ihre Bücher erscheinen. Das heisst, der Herbst fand auch wirklich im Herbst statt und nicht schon im Juli oder August, wie dies heute der Fall ist, weil der Verdrängungskampf auf dem Buchmarkt so unerbittlich geworden ist und jeder jedem zuvorkommen will. Dadurch, dass es seit einigen Jahren zwei Programme pro Jahr gibt und zwei Buchmessen – die grosse im Oktober in Frankfurt und die andere, etwas kleinere, im März in Leipzig und dazu noch den „Salon du livre“ in Genf und die Buchmesse in Basel – hat sich diese Situation weiter zugespitzt. Neue Bücher erscheinen heute das ganze Jahr hindurch. Die Folgen sind denn auch klar: Buchhändler, Rezensenten und natürlich auch die Leser sehen sich mit einer nicht abreisenden Flut von Neuerscheinungen konfrontiert, die sie kaum mehr zu überblicken und schon gar nicht mehr zu bewältigen vermögen.

Über 80.000 neue Titel werden jeweils an der Buchmesse in Frankfurt vorgestellt. Auch wenn man von dieser Zahl die Koch-, Reise- und Ratgeberbücher, die Fachliteratur und die Bildbände abzieht, bleibt immer noch eine bedrohliche Masse übrig, und es fällt zunehmend schwerer, mit dem nötigen Respekt und der nötigen Differenziertheit an das einzelne Buch heranzugehen. Feuilletonredaktionen und freischaffende Rezensenten wissen längst nicht mehr, wie sie sich der Bücherflut entledigen sollen, die da während des ganzen Jahres über sie hereinbricht. Sie mögen sich manchmal nach jenen Zeiten zurücksehnen, als es etwa in Zürich noch Verleger wie einen Peter Schifferli, den Gründer des Arche Verlags, gab, der die neuen Bücher, in buntes Seidenpapier gewickelt, jeweils eigenhändig in der Redaktionen vorbeibrachte.

Das Verschwinden von Verlegerpersönlichkeiten wie Peter Schifferli erscheint mir für die Entwicklung der ganzen Branche symptomatisch. Den meisten nach dem Zweiten Weltkrieg neu gegründeten oder nach Deutschland zurückgekehrten Verlagen standen noch bis weit in die 1970er Jahre hinein Persönlichkeiten vor, die Bücher liebten, etwas von Literatur verstanden, mit Autoren umzugehen wussten, einen Riecher für junge Talente hatten und im günstigsten Fall auch einigermaßen geschäftstüchtig waren. Verlagsnamen wie Fischer, Suhrkamp, Rowohlt, Haymon, Beck, Hanser oder Diogenes waren mit solch herausragenden Persönlichkeiten verbunden: mit Liebhabern, ja Besessenen, die Bücher machen wollten, gute Bücher, erfolgreiche Bücher, und die deshalb ihre Autoren pflegten wie Rennstallbesitzer ihre Pferde.

Mit Siegfried Unseld und Daniel Keel sind in den letzten Jahren zwei der letzten dieses Schlags gestorben. Bei Hanser gibt es seit 2013 Michael Krüger nicht mehr und auch Egon Ammann, der Gründer des renommierten Ammann Verlags, der vor fünf Jahren aufgelöst wurde, ist von der literarischen Bühne abgetreten: alles Verlegerpersönlichkeiten, die den Verlagen ihren ganz persönlichen Stempel aufgedrückt haben. Mit ihnen geht wohl eine Tradition zu Ende, die von der engen, bisweilen ein Leben überdauernden Beziehung zwischen dem Verleger und seinen Autoren lebte.

An die Stelle von Verlegerpersönlichkeiten sind heute Verlagsmanager oder Konzernchefs getreten. Die bunte Palette von Verlagsnamen und Verlagsprogrammen ist nicht viel mehr als schöner Schein, der darüber hinwegtäuschen soll, dass die Unternehmen Bertelsmann und Holtzbrinck mittlerweile fast den ganzen deutschen Buchmarkt unter sich aufteilen. Die einzelnen Verlage versuchen zwar noch Verlagsprofile aufrechtzuerhalten und sich den Anschein einer gewissen Eigenständigkeit zu geben. Doch wenn man genauer hinschaut, merkt man, dass sich hinter der Vielfalt das knallharte Management von Branchenriesen verbirgt. Die starken Männer – es sind fast ausschliesslich Männer, die an der Spitze dieser Konzerne stehen, kommen nicht selten aus branchenfernen Unternehmen. Sie beherrschen die goldenen Regeln von Umsatzsteigerung und

Gewinnmaximierung; von Büchern, von Autoren, von Literatur überhaupt haben sie häufig keine Ahnung. Müssen sie auch nicht haben, denn ihre Aufgabe besteht darin, den Cashflow zu steigern und satte Gewinne zu erzielen. Sie tun es vor allem, indem sie ihre Lektoren, deren Aufgabe es bisher war, Autoren zu entdecken und Trends aufzuspüren, mit konkreten Umsatzvorgaben dazu verpflichten, Verkaufserfolge anstelle von literarischer Qualität zu generieren. Lektoren sind denn auch immer mehr mit Fragen des Marketings und der Pressearbeit beschäftigt, so dass ihre Arbeit am Text zu kurz kommt. Stille Bücher, schwierige Bücher, Lyrik zum Beispiel oder experimentelle Texte, haben in einem solch ausschliesslich marktorientierten System kaum mehr eine Chance. Und gäbe es, vor allem unter jungen Verlegern, nicht immer noch und immer wieder hoffnungslose Idealisten und Selbstausbeuter, wir bekämen bald nur noch Bücher vorgesetzt, die eine Auflage von 100.000 Exemplaren oder mehr rechtfertigen.

Die Entwicklung im Buchhandel leistet diesem Trend zusätzlich Vorschub. Auch hier hat in den letzten Jahren eine zunehmende Merkantilisierung und, parallel dazu, eine starke Konzentrierung auf wenige Grossbetriebe – Hugendubel in Deutschland, Morawa in Österreich, Orell-Füssli in der Schweiz – stattgefunden. In diesen Buch- und Multimedia-Kaufhäusern gibt es zwar noch Nischen für Liebhaber guter Literatur; das grosse Geschäft jedoch macht man mit Thrillern, Krimis und Romanzen sowie mit Sachbüchern, welche die Welt erklären und die Lösung unserer Lebensprobleme vom Liebeskummer bis zur Fettleibigkeit versprechen.

Wenn es ab und zu ein wirklich gutes Stück Literatur, in Deutschland etwa ein Wilhelm Genazino oder ein Daniel Kehlmann, in Österreich ein Arno Geiger oder eine Marlene Streeruwitz, in der Schweiz eine Ruth Schweikert oder ein Ralph Dutli, in die Liga der Bestseller schafft, grenzt das an ein Wunder. Und es ist auch hier einigen Idealisten unter den Verlegern zu verdanken, wenn die Literatur nicht auf das Niveau einer Isabel Allende, einer Charlotte Link oder eines Martin Suter schrumpft und der Buchmarkt sich ansonsten von Dan Brown, Donna Leon oder Rosamunde Pilcher ernährt.

Ähnlich wie das Verlagswesen und der Buchhandel hat sich auch der Vertrieb von Literatur verändert. Was früher als konventionelle Werbung in Zeitungen und Zeitschriften sowie als diskrete Beziehungspflege in der Buchhändler- und Kritikerszene daherkam, hat sich längst zu einem grossangelegten Promotions-Zirkus ausgewachsen. Der Publikation eines Titels – das klingt moderner als „Buch“ – gehen Werbekampagnen voraus, wie sie bislang nur im Filmgeschäft üblich waren. Längst werden nicht mehr nur Verlagsprospekte, Leseproben und Vorexemplare verschickt, sondern es werden CDs oder DVDs produziert, die ähnlich den Making-offs erfolgreicher Spielfilme mit Leseproben und Ausschnitten von Auftritten sowie Interviews mit dem Autor aufwarten. Begleitend hinzu kommt als eigenständiger, sehr lukrativer Markt die Hörbuchproduktion, ohne die die Promotion eines erfolgreichen Titels überhaupt nicht mehr denkbar ist. Dies ganz im Gegensatz zum E-Book-Markt, der in den letzten Jahren bei uns, anders als im angelsächsischen Raum, nur sehr bescheiden gewachsen ist.

Die ersten, von den verlagseigenen Kommunikationsverantwortlichen und Public Relations-Spezialisten klug organisierten und getimten Besprechungen erscheinen häufig schon vor dem Erscheinen des Buches in namhaften Zeitungen und Zeitschriften. Und wenn das Buch dann endlich auf dem Markt ist, wird der Autor auf einen landesweiten oder gar internationalen Lesemarathon geschickt, auf den abgestimmt in Radio und Fernsehen entsprechende Porträts und Interviews erscheinen, welche die öffentliche Wirkung von Autor und Buch wie in einem Spiegelsaal multiplizieren. Der enorme Aufwand scheint sich zu rechnen – und muss es auch. Denn nicht selten stehen hinter solchen Erfolgstiteln fünf- oder gar sechsstelligen Vorschüsse. Wer das wieder einspielen und erst noch Gewinn davontragen will, muss sich auf dem hart umkämpften Markt mächtig ins Zeug legen.

Dass Geschäfte dieser Grössenordnung längst nicht mehr zwischen dem Autor und seinem Verleger getätigt werden, gehört ebenfalls zu den Neuerungen, die den Literaturbetrieb in den letzten Jahrzehnten verändert haben. Heute sind es die Literaturagenten, die zwischen den Autoren und den Verlegern vermitteln, die den richtigen Autor, das richtige Buch mit dem richtigen Verlag zusammenbringen und schliesslich auch die Verträge samt Vorschüssen, Honoraransätzen, Auflagenhöhe und Nebenrechten aushandeln. Sie verlangen dafür zwischen 10 und 20% des Autorenhonorars. Rund 85% der literarischen Erfolge gehen heute über den Schreibtisch von Agenten. Unbekannten Autoren ist dringend zu empfehlen, ihr Manuskript nicht direkt an einen Verlag, sondern an eine Literaturagentur zu schicken. Renommiertere Verlage erhalten heute jeden Tag bis zu zehn unverlangte Manuskripte, so dass ihre Lektoren kaum mehr Zeit finden, sich durch die Stapel von Texten zu arbeiten. Also wird diese Arbeit meist von jungen, unerfahrenen und schlecht bezahlten Praktikanten übernommen. Die Chancen, dass ein Manuskript auf diese Weise in die Hände eines Verlegers gelangt, der es veröffentlichen möchte, sind daher verschwindend klein. Literaturagenten hingegen haben gute Kontakte zu den Verlagen und ihren Lektoren. Wenn sie ein Manuskript zur Prüfung schicken, wissen die Verlage, dass es sich lohnt, einen Blick in den Text zu werfen. So landet das Manuskript nicht auf den riesigen Stapeln, die von den Praktikanten geprüft werden, sondern direkt auf dem Schreibtisch der Lektoren.

Teil 2 erscheint im Februar und beschäftigt sich mit dem Thema: „Das Problem der Jungtalente und Senkrechtstarter am Literaturhimmel.“

Kurzlyrik

Steve Hoegener

leben in hollen
die gemütlich möbliert
leben betäuben

liebe ist nur ein spiel
in der jugend – denn regen
regnet jeden tag

establishment blues

fern fern
seht sucht
fern urlaub
von der wirklichkeit
kriegs und krisenschrei



Isabell Gawron: ohne Titel



Isabell Gawron: ohne Titel



Isabell Gawron, geb. 1961, wohnt und arbeitet in Spiesen-Elversberg, seit 2015 Mitglied im Berufsverband bildender Künstler Landesverband Saar, Mitglied der Künstlergruppe ConFrontal, Mitglied der Künstlerinnengruppe Steinberg. Künstlerische Ausbildung an der Europäischen Akademie für bildende Kunst EKA, in Trier. Weiterbildung bei unterschiedlichen Künstlern in verschiedenen Bereichen der Malerei. 2009 erster Platz Biennale de Peinture de Forbach. Eigenes Atelier und Werkstatt in Spiesen-Elversberg. Bereits mehrere Gruppen und Einzelausstellungen. Isabell Gawrons Exponate überzeugen durch einen besonders intensiven und mehrfach überlagerten Farbauftrag.

Völlig losgelöst von Vorlage und Gegenstand lässt sie Freiraum für unterschiedliche Interpretationen. Merkmale ihrer Kunstströmung sind die Formlosigkeit und die Spontanität in der künstlerischen Produktion. Farbe und andere bildnerische Materialien werden autonom eingesetzt. Laufspuren, transparente Malschichten, die das Unterliegende nicht ganz verbergen, Aufkratzen der oberen Farbebene, sich mehrfach überlagernde Schraffuren mit dem Grafitstift weisen auf den Malprozess an sich hin. Ihre Arbeiten unterliegen keinen starren Regeln und folgen auch, wie im Surrealismus, Prozessen des Unbewussten. Mehr Infos unter: www.isabell-gawron.de



Zwei Möwen

Elin Bell

Eiswind
Flüstert im Strandhafer
Über dem Meer
Ein Hauch von Nebel
Stille atmet tief
Zwischen Worten
Die schwer
In kalter Luft hängen
Im leisen Auf und Ab der Wellen
Zwei Möwen

Elin Bell schreibt unter Pseudonym, geboren 1960 in Bayern, Apothekenhelferin, Lehrerin für Autogenes Training, lebt seit 2012 in Glücksburg an der Ostsee. Verschiedene Veröffentlichungen in Anthologien der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte, Brentano-Gesellschaft, im ImPulse-Magazin, demnächst weitere in Anthologien des Sperling- und des elif-Verlags. Ihre Gedichte sind auch auf ihrer Facebook-Seite zu lesen. Im Augenblick schreibt sie – inspiriert durch einen großartigen Illustrator – an einem ersten Kinderbuch.
ars-poetica@gmx.de, Blog: www.elinbell.wordpress.com

Rüdiger Heins

Das Wasser des Aquariums ist durch die Kälte der Nacht gefroren. Der einsame Goldfisch darin hat gerade noch soviel Platz, dass er seine Flossen sanft bewegen kann. Benedikt geht in die Küche, um einen Kessel heißen Wassers aufzustellen. Er will mit dem kochenden Wasser das Eis zum Schmelzen bringen, damit der Goldfisch wieder schwimmen kann.

Dann ist da noch das Loch in der Küchentür. Onkel Franz hat es am Abend zuvor dort hineingetreten, um sich Eintritt zu verschaffen. Die hinter der Küchentür standen, seine Mutter, seine beiden Brüder und Benedikt, hatten Angst. Keiner sprach ein Wort, sie sahen sich nicht an, weil sie Angst davor hatten, sich ihre Angst zu zeigen. Onkel Franz stolperte fluchend die Treppenstufen hinunter, nachdem er vor seiner eigenen Wut erschrocken war.

Sie standen noch lange so hinter der Küchentür mit dem Loch. Niemand bewegte sich. Lautlos atmeten sie, Benedikt schluchzte leise in sich hinein, er hielt die Katze im Arm, um sie zu trösten. Sie schnurrte. Seine Katze gab ihm ein Gefühl von Geborgenheit. Das war der Abend vor Heilig Abend, das Loch in der Küchentür und dann das Eis, am nächsten Morgen im Aquarium. Benedikt Grüns erste Erinnerung an ein Weihnachten in seiner Kindheit. Damals war er vier Jahr alt. Danach gab es für ihn kein Weihnachten mehr. Er nahm sich fest vor, niemals wieder dieses Fest zu feiern, weil er nicht wollte, dass irgendeine Tür eingetreten würde oder die Fische erfrieren müssten, „wenn das Weihnachten ist“, sagte er zu sich, „soll für mich nie mehr Weihnachten sein!“

In den Straßen der kleinen Stadt ist ein geschäftiges Treiben. Menschen eilen durch die Straßen, um die letzten Geschenke einzukaufen.

Eric Clapton ist wieder in sein Leben zurückgekehrt und während die Eiskappen der Pole vor Wärme schmelzen, werden die Herzen der Menschen immer ... Da ist noch der Blues, der in jenen Menschen pocht, die nicht aufgegeben haben zu träumen. Dieser ungestillte Wunsch nach einem Miteinander. In einer Zeit, in der keiner mehr mit niemandem spricht und: Niemand mehr keinem zuhört. Es ist Advent. Grün schleppt sich durch diese seltsame Zeit. Die Zeit der Erwartung. Er hat das Gefühl für den Advent verloren. Da ist nicht mehr der Traum von innerer Harmonie, selbst der Duft von Zimtgebäck bringt ihn nicht in Weihnachtsstimmung.

Einen Tag vor Heilig Abend irrt auch er durch die Straßen dieser kleinen Stadt. Der Stadt, an der die Nahe in den Rhein fließt.

Auch er macht noch die letzten Besorgungen für Weihnachten. Seit vielen Jahren hat es zum ersten Mal wieder geschneit. An einer Straßenecke stehen ein paar russische Musiker, die Lieder aus ihrer Heimat spielen. Ihr Hut, der vor ihnen liegt, ist leer. Nur wenige Passanten beachten sie. Auch Grün nimmt keine Notiz von ihnen.

Ein Weihnachtsmarkt, der gar keiner ist, aber so aussehen soll, als wäre er einer, zieht sich durch die Straßen der Fußgängerzone. Hinter den Ständen erwartungsvolle Menschen, die auf Käufer warten. Handgezeichnete Kerzen, Weihnachtsgebäck, Holzspielzeug und Räuchermännchen bleiben auf den Tischen liegen, einfach liegen.

In einem Tabakwarenladen kauft er sich eine kleine Holzschachtel mit kubanischen Panatellas. Zehn Stück zu 5 Euro 70. Draußen vor der Tür zündet er sich eine an und geht weiter. Grün hatte schon immer ein ambivalentes Verhältnis zu den Menschen, die hier wohnten. Umgekehrt, gab es auch Menschen in dieser Stadt, die zu ihm ebenso ein ambivalentes Verhältnis hatten. Schon früh wurde er Mitglied der kommunistischen Partei, um im gleichen Atemzug aus der katholischen

Kirche auszutreten. In einer Stadt wie dieser, in der jemand etwas werden wollte, hatte man katholisch zu sein. Wollte man aber wirklich erfolgreich sein, war es nützlich, Mitglied, wenn auch nur ein passives Mitglied, der CDU zu werden. Es war keine Frage der Intelligenz oder des guten Benehmens in dieser Stadt, Anerkennung zu bekommen. Dieser Langeweile wollte er sich nicht aussetzen. So gaben sie ihm keine Arbeit. Sie sagten ihm: „Herr Grün, Sie bekommen hier keine Arbeit, Kommunisten haben in dieser Stadt nichts zu suchen!“ Aber Grün war bereit, diesen Preis zu zahlen. Langzeitarbeitslosigkeit war die Folge. Aber auch das überlebte er. Auf die Frage, weshalb er immer noch hier leben würde, antwortete er: „Ich werde erst gehen, wenn man dieser Stadt anmerkt, dass ich einmal hier gelebt habe!“

Die Schneeflocken werden immer dicker. Grün macht noch ein paar Züge an seiner Panatella und wirft dann den Stummel in einen Gulli. Die Straßen sind leicht bedeckt vom Schnee. Er scheint liegen zu bleiben. Der Traum eines jeden Kindes: Weihnachten in Weiß. Auch Grüns Traum damals, als der Goldfisch im Aquarium eingefroren war und er versuchte, ihn mit dem kochenden Wasser des Kessels zu retten.

Er legt ein paar Scheite Holz mehr in den Ofen, damit das Wasser schneller zu kochen beginnt. Seine Mutter und die beiden Brüder schlafen noch. Der Morgen am Heilig Abend. Sein Großvater spielt unten in seiner Küche mit einer Zitter Weihnachtsmelodien. Bestimmt würde er mit geschlossenen Augen am Küchentisch sitzen und mit seinen Fingern sanft über die Saiten gleiten. Während er den Kessel auf die heiße Herdplatte stellt, streift ihm seine Katze um die Beine. Sie versucht ihn mit einem leisen Miauen, um Futter anzubetteln. Aus dem Schrank holt er eine Tüte mit Trockenfutter und legt eine Handvoll davon auf ihren Teller. Aus dem Kühlschrank holt er noch die Milch und gießt sie in eine kleine Schale. Die Katze schnurrt vor Freude, als er ihr die Schale mit der Milch auf den Boden stellt: „Heute ist Weihnachten, da sollst du auch eine Freude haben.“

Benedikt steigt auf einen Stuhl und schaut durch das Küchenfenster. Draußen fallen dicke Schneeflocken vom Himmel. „Schau mal, wir bekommen weiße Weihnachten“, sagt er zu seiner Katze, die jetzt in der Milchschale schleckt, aber das Schnurren noch nicht aufgegeben hat.

Damals vertraute er noch den Erwachsenen, später, als junger Mann auch noch. So lief er tief in jedes Messer, das sie vor ihm aufklappten. Sie wollten sich mit ihm messen, wollten ihm beweisen, dass sie stärker seien als er. Das gab ihnen ein Gefühl von Macht. Irgendwann verlor er das Vertrauen und verstand, wie sie ihn wollten. Er sollte einer von ihnen werden. Dann begann er, ihnen ihre Ohnmacht zu zeigen.

Jetzt geht da ein Mann durch die verschneiten Straßen, der nicht das Geringste von Weihnachten versteht. Damals, als er am Morgen des Heilig Abend seinen Goldfisch vorm Erfrieren retten wollte, lag draußen bereits eine dicke Schneedecke auf der Erde. Er trug den Kessel mit dem kochenden Wasser mit beiden Händen in das Wohnzimmer. Die Katze schnurrt immer noch über der Milch. Langsam steigt er auf einen Stuhl, um das heiße Wasser besser in das Aquarium gießen zu können. In der Ecke steht bereits ein geschmückter Weihnachtsbaum mit Wachskerzen. Es riecht nach den Nadeln der Fichte. Opa hat jetzt die Zitter mit seiner Mundharmonika ausgetauscht. Auch dieses Instrument spielt er mit geschlossenen Augen. „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Langsam lässt Benedikt heißes Wasser in das gefrorene Becken fließen.

Der Schnee hat die Stadt in eine weiße Kulisse verwandelt. Die Russen spielen immer noch. Sie haben jetzt Regenschirme aufgespannt, damit ihre Instrumente nicht verschneit werden. Der Hut ist immer noch leer. Er wirft einen Euro hinein, die Männer singen jetzt lauter und verbeugen sich vor ihm. An einer Straßenecke sitzt ein Obdachloser, auch er hat eine Mütze vor sich liegen, die leer ist. Grün will an ihm vorbeigehen. Er summt leise ein Lied von Clapton vor sich hin: „Lonely Stranger“. Doch der Obdachlose ruft ihm hinterher: „Die Eiskappen der Pole schmelzen vor Wärme, aber die Herzen der Menschen werden immer kälter.“

Die Xu-Pei-Trilogie Teil Drei

Nachricht an die Welt

Nach dem Tod eines Kölner Katholiken in Peking

Kein Filmheld wie Sam

aber gibt keine Ruhe im Tod wie Sam

Bernhard Wilden lebte 2006 in Peking

als er sich vor Weihnachten bedroht fühlte

Vier Jahre vorm Tod ging der Student nach China

obwohl viele Chinesen ins Exil gegangen waren

Die Todesfuge wird in Rotchina aufgeführt

wie in dem Gedicht von Paul Celan

„Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“

Sein Gewand ist mal rot mal braun

Als der Kölner diese Erkenntnis gewann

fühlte sich die Kommunistische Partei Chinas bedroht

–

Sein angeblicher Selbstmord in Peking

machte mich mit dem Kölner Katholiken bekannt

weil Bernhard wie Sam

seine Nachricht sendet

Bernhard Wilden (1982-2006)

Homepage: <http://dr.xu-pei.de/>



Steve Hoegener

In der Nacht der Geister und Dämonen:
Asteroid rast auf die Erde zu
Merkel rechnet mit einer Million Flüchtlingen
UFO über Sachsen?

CDU-Politiker fordert Burka-Verbot in Deutschland
Absage an Multi-Kulti-Gesellschaft
Forscher warnen vor irreversiblen Abschmelzen der Arktis
Airbus Absturz: US-Spionagesatellit sah Hitzeblitz

Hell's Angel mit Herz
Soziale Ungleichheit treibt Amerikaner in den Tod
Hund kämpft um sein Essen
Nach Unfall: Leiche muss vom Freeway-Schild geborgen werden
Junge Frau in Afghanistan gesteinigt

Frische Bettwäsche: Was Laken über ihr Sexleben verraten
Sprinterin verschwunden: Es war wohl Mord
Die Grippewelle kommt ungewöhnlich früh
Bischof vergleicht Transitzonen mit Konzentrationslagern
Großer Kürbis rast knapp an Erde vorbei
Zum Totlachen

Steve Hoegener, geb. 1983 in Esch-sur-Alzette (LUX), lebt in Luxemburg-Stadt und hat in Deutschland und Italien studiert. Er arbeitet als Lehrer und hat Kurzgeschichten und Skripte verfasst, zuletzt für den luxemburgischen Kinofilm „Heemwéi – Eng Odyssee“ (Heimweh – Eine Odyssee) (LUX; 2014; Regie: Sacha Bachim) sowie für den Kurzfilm „Das Vermächtnis“ (LUX; 2014; Regie: Yasin Özen). Er hat Prosa und Lyrik in „Literamus – Trier“, „Krautgarten“, „eXperimenta“, „Bierglaslyrik“ sowie im Feuilleton des „Luxemburger Wort“ publiziert.

Philip J. Dingeldey über die Uraufführung des Kafka Textes „Heimkehr“ im Wiesbadener Staatstheater

Ganz unkonventionell beginnt die Aufführung bereits in der Theaterbar: Ein Schauspieler setzt sich auf die Bar, und ein anderer beginnt zu erzählen: Er rezitiert nichts Geringeres als Franz Kafkas Erzählung „Das Urteil“; der Sitzende spielt das Erzählte als Protagonist Georg Bendemann nach. Erst als der sich in das Zimmer seines Vaters begeben will, wird das Publikum von den Darstellern durch lange, dunkle, staubige Gänge in den Theatersaal der Wartburg in Wiesbaden geleitet. Der Regisseur Jan Philipp Gloger hat sich für das Staatstheater Wiesbaden ein gigantisches Projekt vorgenommen, mit dem Titel „Kafka/Heimkehr“, benannt nach Kafkas Parabel. Dazu bietet er eine Collage aus Texten von Kafka und will damit diesen grandiosen Schriftsteller theatralisch erschließen.



Gloger interpretiert Kafka im klassisch autobiografischen Sinne und folgt dieser Spur detailliert. Dazu hat er neben Auszügen aus dem „Brief an den Vater“, zahlreiche Erzählungen, Parabeln, Fragmente und Tagebucheinträge versammelt, in denen familiäre Strukturen und besonders das Vater-Sohn-Verhältnis eine zentrale Rolle spielen. Bieten will Gloger eine spielerische und atmosphärische Reise in Kafkas Leben und Œuvre, auf der nicht nur das theatralische Potenzial, sondern auch die oft übersehene Komik seiner Texte neu entdeckt

Kafka / Heimkehr

Theaterprojekt nach Texten von Franz Kafka
Regie: Jan Philipp Gloger
Bühne/Kostüme: Franziska Bornkamm
Musik: Kostia Rapoport
Dramaturgie: Andrea Vilter
Auf dem Bild: Stefan Graf
Foto: Bettina Müller

werden soll.

Kafka wird dargestellt von drei Söhnen, gespielt von Janning Kahnert, Stefan Graf und Nils Strunk. In einem alten, mondänen Theatersaal, in dem das Publikum an zwei Wänden quasi direkt am Rande der Bühne platziert ist, sind ein Bett, eine Küche und Schreibtische aufgebaut. An zwei Ecken sind Stühle scheinbar chaotisch und surreal bis zu Decke



des Saales drapiert. Bühnenbildnerin Franziska Bornkamm hat ein typisch befremdliches und groteskes Bühnenbild kreiert, das schon von vorneherein eine kafkaeske Stimmung suggeriert und den Zuschauer in die bizarre und bedrückend wirkende Welt Kafkas entführt.

Der „Brief an den Vater“ als Höhepunkt

Die drei Sohn-Darsteller diskutieren nun im ersten Teil der Aufführung die Texte durch und untermalen diese immer wieder durch performative Akte; sie debattieren über sprachliche Details und rezitieren sich gegenseitig Texte. Jedoch ist dies keine Performance-Lesung: Dafür spielen die Drei zu viel Theater. Schnell werden durch die drei Schauspieler die Widersprüche des Sohnes Kafka klar, der einerseits sein Schreiben für minderwertig hält, andererseits dadurch versucht, zur Emanzipation zu kommen, der einerseits den riesigen Vater für seine Kraft und seinen Körper bewundert,



Kafka / Heimkehr

Theaterprojekt nach Texten von Franz Kafka
Auf dem Bild: Stefan Graf, Janning Kahnert, Rainer Kühn, Nils Strunk
Foto: Bettina Müller



Kafka / Heimkehr

Theaterprojekt nach Texten von Franz Kafka
Auf dem Bild: Janning Kahnert
Foto: Bettina Müller

ihn andererseits für sein Desinteresse und seine harschen Erziehungsmethoden radikal kritisiert. Immer wieder wird dies durchbrochen durch humorvolle Einlagen, die weniger aus den Texten Kafkas resultieren, als vielmehr aus den Darstellungsmethoden, wenn beispielsweise Graf versucht, mit unnormalen Bewegungen den Stuhlberg zu erklimmen, um seinem Schicksal zu entfliehen oder sich in diesem Bau zu verstecken, oder wenn Kafka wünscht, seinen Körper vom Geist zu trennen, um nur noch den Körper am sozialen Leben partizipieren zu lassen, um als Geist schreiben zu können, und Graf als Körper hirnlos und marionettenhaft durch den Saal hüpf.

Aus zig Schriften von Kafka ist das Stück textuell zusammengesetzt. Briefe und Tagebücher wechseln sich dabei stets mit Auszügen aus Erzählungen und Parabeln ab, ob es sich nun um ‚Den Bau‘, die ‚Elf Söhne‘ oder Anspielungen auf ‚Die Verwandlung‘ handelt. Wäre man kein fortgeschrittener Kafka-Leser oder gar Experte, so würde es schwerfallen, alle Texte zuordnen zu können. Selten ist klar, warum und in welcher Reihenfolge welche Auszüge aufeinanderfolgen, die Auswahl wirkt partiell willkürlich oder kryptisch, jedoch liegt dem schon eine dramaturgische Klimax zugrunde. Einen festen Handlungsstrang gibt es aber nicht. Die drei Söhne, hemdsärmelig und mit Krawatte, allesamt bleich, aber nicht alle schwächling wie Kafka selbst, vermitteln die autobiographische Darstellung kompetent und gleichberechtigt.

Der eindeutige Höhepunkt der Klimax befindet sich im zweiten Part mit dem Auftritt des Vaters, personifiziert durch Rainer Kühn. Fahl, alt, streng und mit Bademantel bekleidet, erscheint er selbst wie eine groteske Figur, die dominant und abschätzig alle drei Söhne unter Kontrolle hat, bis diese schließlich versuchen, ihn aufzuknüpfen. Den Höhepunkt markiert hier – es ist kaum überraschend bei einer autobiographischen Deutung – der ‚Brief an den Vater‘, bei dem die Söhne den Vater mit all ihren Anschuldigungen und Paradoxa konfrontieren, die schließlich zu der gestörten psychologischen Disposition geführt haben, die Kafka zu einem so brillanten und meist resignativen Schriftsteller gemacht haben. Literarisch gesehen ist dieser Brief wohl der beste der deutschen Literaturgeschichte.

Auf das Autobiographische reduziert

Eingerahmt wird das Stück wiederum von der Erzählung ‚Das Urteil‘, die Geschichte, die nach dem Brief wieder aufgenommen und von Kühn als Vater und von Strunk als Bendemann und bis Schluss, dem Todesurteil des Vaters über den Sohn, gespielt wird. Hier zeigt vor allem Kühn sein großes schauspielerisches Talent, wenn er mal schwächlich, mal aggressiv, mal mit österreichischen, geradezu lächerlich wirkendem Dialekt und mal versöhnlich spielt, und dies quasi im Sekundentakt variiert. Geschlossen wird das Stück – auch das ist gleich-falls naheliegend und gut gesetzt – mit den letzten Sätzen aus Kafkas Roman ‚Der Proceß‘, wenn der Protagonist Joseph K. offenbar seinen Prozess über einen nicht nachvollziehbaren Sachverhalt verloren hat, und schließlich erstochen wird, mit Scham überzogen.

In seiner Inszenierung ist das Stück von Gloger eindeutig ein mutiger, gekonnter, kurz, ein großer Wurf, der teils für stehende Ovationen gesorgt hat und einen 20 Minuten anhaltenden Applaus. Nur



Kafka / Heimkehr

Theaterprojekt nach Texten von Franz Kafka
Auf dem Bild: Rainer Kühn, Nils Strunk
Foto: Bettina Müller

wegen zweierlei kann man dieses ehrgeizige Projekt kritisieren: erstens, wegen der Einseitigkeit der Textauswahl und der sehr beschränkten Interpretation, und zweitens, dass der meiner Ansicht nach wichtigste Textauszug zur Interpretation Kafkas aus dessen Tagebüchern ausblieb. Denn leider beschränkt sich die Aufführung auf das Autobiographische und fokussiert sich auf den typischen, schon etwas verbrauchten Vater-Sohn-Konflikt, und ignoriert beispielsweise die Rezeption und Interpretationen Kafkas für Juden, für Sozialisten, für Phantasten, für Feinde jeglicher Macht, für politisch-philosophisch Resignierte etc., und scheint damit die vielseitige, wenn nicht gar universelle Wirkungsmacht des kafkaschen Œuvres auf das Familiäre zu reduzieren.

Aber egal, für welche Schule der Kafka-Interpretation man nun Partei ergreift, so scheint doch der wichtigste Tagebucheintrag Kafkas der zu sein, in dem er es präferiert, in einem Kreis zu stehen und dort umher geschubst zu werden, statt außerhalb des Zirkels zu stehen, sprich, dass er lieber in einem (ob familiären, sozialen oder politischen) wie auch immer gepolten System stehen möchte, um dort auch unterdrückt zu werden, als ganz exkludiert zu sein, zumal Kafka sich immer und überall als Außenstehender betrachtete. Gerade dieser Tagebucheintrag fehlt bei der ansonsten extrem sehenswerten Inszenierung Glogers, obgleich dies der kurze Schlüsseltext für Kafka zu sein scheint.



Kafka / Heimkehr

Theaterprojekt nach Texten von Franz Kafka
Auf dem Bild: Janning Kahnert, Rainer Kühn, Nils Strunk, Stefan Graf
Foto: Bettina Müller



Isabell Gawron: Frühlingsgezwitscher

Ein Abschied

Ariane von der Haar

Lara lief den langen Gang hinunter. Die Leuchtstoffröhren an der Decke ließen das Weiß der Wände noch kälter und das Grau des Linoleumboden noch trister wirken. Sie kam am Speisesaal vorbei. Mehrere Menschen saßen auf ihren Plätzen und starrten apathisch vor sich hin – während irgendwelche Pfleger Tabletts mit undefinierbarem Essen austeilten. Im Hintergrund liefen Weihnachtslieder. Lara schlug ein Geruch von Kohlsuppe und ungewaschenen Körpern entgegen. Vor Zimmer 222, auf der linken Seite, blieb sie stehen. Sie hatte schon die Hand auf der Klinke, als sie noch einmal kurz die Augen schloss. „Lass es nicht an dich ran, ziehe die Mauer hoch.“ Jedes Mal vor dieser Tür sprach sie diese Worte in Gedanken. Ihr Ritual – das Lara brauchte, sobald sie vor der Zimmertür des Pflegeheims stand, in welchem ihr Vater seit drei Jahren untergebracht war. Er litt seit über 30 Jahren an Multipler Sklerose. Bis vor drei Jahren hatte ihre Mutter die Pflege übernommen, bis ein heftiger Schub ihren Vater endgültig an das Bett fesselte. Die Unterbringung in einem Pflegeheim war damals eine schwere Entscheidung, aber ihre Mutter und sie waren nach den langen Jahren mit dieser Krankheit am Ende ihrer Kräfte. Heute war Heilig Abend und Lara wollte noch einmal nach ihrem Vater sehen, bevor sie mit ihrer Mutter in die Kirche ging. Als Lara den Raum betrat, saß ihr Vater im Rollstuhl. Was eher selten vorkam, weil es für die Pfleger oft zu viel Arbeit bedeutete. Aber es war Weihnachten. Der Fernseher lief. Lara schloss leise die Tür. Ihr Vater zeigte keine Reaktion. In diesem Rollstuhl saß ein Häufchen Elend, abgemagert, die Wangen eingefallen, seine Haut, die sich über die Wangenknochen spannte, war grau. Der Schlafanzug hing an ihm hinunter. Nichts erinnerte an den knapp 1,90 m großen, gutaussiehenden Mann, der er einmal gewesen war. Lara trat näher und zog sich einen rumstehenden Stuhl neben ihren Vater. Als er nicht reagierte, nahm Lara die Hand ihres Vaters. Sie war eiskalt, blau und sie spürte nur mit Haut überzogene Knochen.

Lara sah ihrem Vater ins Gesicht: „Hallo Papa!“ Er hob den Kopf. Große, braune Augen blickten Lara an. Er versuchte, etwas zu sagen, das Gesicht verzog sich zu einer Grimasse. Aber anstatt Worten, kamen nur undefinierbare Laute aus dem qualvoll verzogenen Mund. Lara kämpfte, versuchte, die aufsteigenden Tränen hinunterzuschlucken. Stattdessen liefen sie einfach ihre Wangen hinab. Die Krankheit war so gnadenlos – was hatte sie aus ihrem Vater gemacht?! Lara sprach erneut. „Papa heute ist Weihnachten und draußen schneit es.“ Sie versuchte zu lächeln. Ihr Blick ruhte auf dem Mann, der sie als Kind auf den Schultern getragen hatte, der ihr das Fahrradfahren beigebracht und die bösen Geister unter ihrem Bett verscheucht hatte. Davon war nichts mehr übrig. Lediglich die Erinnerungen blieben! Endlich wurde Laras Blick erwidert. Die großen, tief in den Höhlen liegenden Augen sagten:

„Bitte lass mich gehen, es ist vorbei!“ Laras Hals zog sich zusammen und sie schluckte krampfhaft. Die Erkenntnis traf sie hart. Der Kampf ihres Vaters war vorbei – die Krankheit hatte gewonnen. Es war an der Zeit, das zu akzeptieren. Lara drückte die Hand ihres Vaters: „Ja, Papa – ich weiß!“. Beide saßen schweigend nebeneinander und verfolgten den Bericht im Fernseher. Schließlich stand Lara auf. Sie kniete sich vor ihren Vater, umarmte ihn: „Bis morgen, Papa. Ich bring dir etwas Stollen mit.“

Als Lara später mit ihrer Mutter in der Kirche saß, forderte der Pfarrer die Gemeinde zu einem stillen Gebet auf, in das all die guten Wünsche für ärmere Mitmenschen einfließen sollten. Lara schloss die Augen und faltete die Hände. „Lieber Gott, bitte nimm meinen Vater zu dir. Er hat genug gelitten. Er hat mehr Schmerz und Leid in den letzten Jahren erfahren, als ein Mensch ertragen kann. Bitte mach dem ein Ende!“

Laras Gebet wurde erhört. Ihr Vater starb noch in derselben Nacht.

mondnacht

Steve Hoegener

am fenster ein alter

augen im wind

sucht er nach geistern

Entweder alle oder keins

Rolf Duscha, Verlagsleiter beim ATHENA-Verlag, im Gespräch mit Rüdiger Heins

eXperimenta: Herr Duscha, wie wird man eigentlich Verleger?

Rolf Duscha: Nun, wie man es grundsätzlich wird, kann ich nicht sagen. Ich wurde Verleger, weil ich nach langjähriger angestellter Tätigkeit in einem Verlag einfach eigene Wege gehen wollte, meine Vorstellungen von Programmausrichtung, Unternehmensführung und anderem mehr dort nicht mehr verwirklichen konnte.

eXperimenta: Würden sie heute wieder Verleger werden, wenn sie die Wahl hätten?

Rolf Duscha: Ja, immer wieder! Vor meiner Tätigkeit in der Buchbranche war ich in anderen Wirtschaftszeigen tätig und kann daher gut den Vergleich ziehen. Da ist zum einen die menschliche Ebene: In kaum einer anderen Branche begegnet man so vielen interessanten Menschen wie im Verlagswesen. Aus zahlreichen dieser Begegnungen sind enge und intensive Beziehungen geworden. Zum anderen ist es ein schönes Gefühl, dass unsere Arbeit einen – wie ich denke: innovatorischen – Beitrag zur Kultur und mit unserem Wissenschaftsprogramm auch zur Forschung und Lehre leistet.

eXperimenta: Welche Akzente setzen sie in ihrem Verlagsprogramm?

Rolf Duscha: In unserem belletristischen Programmteil liegt ein besonderer Akzent in der Lyrik. Wir versuchen, Autorinnen und Autoren, die in diesem Genre qualitativ hochwertige Texte schreiben und den Anspruch auf ein gut gemachtes und individuell betreutes Buch besitzen, ein Forum zu bieten. Generell ist uns Qualität – auf allen Ebenen – das Wichtigste bei unserer Arbeit.

eXperimenta: Wie sehen ihre Zukunftsplanungen für den ATHENA-Verlag aus?

Rolf Duscha: Weiterhin gute Bücher machen! Daneben werden wir auf der Programmebene den Ausbau des eBook-Bereichs intensiv fortsetzen, im Wissenschaftsprogramm neue thematische Akzente setzen und den Vertrieb weiter stärken.

eXperimenta: Welches Buch würden sie uns aus ihrem Verlagsprogramm empfehlen?

Rolf Duscha: Entweder alle oder keins ...

eXperimenta: Wird das eBook das Papierbuch verdrängen?

Rolf Duscha: Ich denke: Nein. Eher wird es einen – zugegeben wachsenden – Parallelmarkt zu den Printausgaben geben.

eXperimenta: Wie entwickelt sich der Buchmarkt in Zukunft?

Rolf Duscha: Wir stehen vor gravierenden Veränderungen, die mir mit Blick auf den Buchmarkt der Zukunft Sorge bereiten: das Internet als open access-Plattform im Wissenschaftsbetrieb, das Self-Publishing im literarischen Sektor, die Aushebelung der von Verlagen und Verwertungsgesellschaften verwalteten Urheberrechte. Das alles wird zu einer Verwässerung der Qualität literarischer und wissenschaftlicher ‚Publikationen‘ führen. Als Konsequenz rechne ich mit starker Ausdünnung der Verlagslandschaft und mit steigenden Preisen für (gedruckte) Bücher. Der stationäre Buchhandel wird sich weiter mit der wachsenden Marktmacht der Online-Anbieter auseinanderzusetzen haben, und ich fürchte auf lange Sicht auch dort kein gutes Ende.

eXperimenta: Schreiben sie auch selbst?

Rolf Duscha: Hin und wieder einen Werbetext. Nein, meine Kreativität – so sie sich noch nicht im Verlagsgeschäft abgearbeitet hat – findet ihren Niederschlag in der bildenden Kunst: in der Malerei.

eXperimenta: Vielen Dank für das Gespräch

Das Interview führte Rüdiger Heins

Weitere Informationen zum ATHENA-Verlag. www.athena-verlag.de

ATHENA Verlag



Lyriklust

in der edition exemplum

www.athena-verlag.de | info@athena-verlag.de

TEXT

Magazin für Kreatives Schreiben

TextArt ist Deutschlands einziges großes Magazin für Kreatives Schreiben. Hier erklären Profis, wie man Geschichten, Krimis, Drehbücher, Gedichte oder Romane schreibt.

- Praxisartikel vermitteln Schreibhandwerk aus allen Bereichen – von der Lyrik bis zum Sachtext.
- Profis wie Autoren und Lektoren berichten in Interviews über ihre Arbeit und geben Anfängern wertvolle Tipps.
- Artikel über Lehrbücher, Software und Schreibwerkzeuge aller Art machen TextArt zum unverzichtbaren Fachmagazin für alle, die schreiben.
- Ein Serviceteil informiert über aktuelle Literaturwettbewerbe und Workshops.

Jetzt ein Einzelheft zum Preis für EUR 5,20 (zzgl. Versand) bestellen!

Oder gleich ein Abo (4 Hefte für EUR 19,20 inkl. Versand Inland)!

www.textartmagazin.de

**TextArt-Verlag
Abonnentenservice**
(dienstag & donnerstags 10–15 Uhr)
Heinrichstr. 108 - 40239 Düsseldorf
Tel.: 0211 - 905 32 38 - Fax: 0211 / 905 30 50
E-Mail: service@textartmagazin.de

Dies könnte Ihre Kleinanzeige sein. Pro Zeile kostet Sie das nur 10,- €. Sie können dabei Bücher, seltene Lyrikbände, Ihre eigenen Werke oder Ähnliches zum Verkauf anbieten. Eine 3-zeilige Anzeige darf dabei 260 Anschläge in der Word-Datei haben.



Im Hotelzimmer

France Filipič

Ein Gedicht schreiben im Zimmer eines Hotels
in einem Zimmer, das nicht dir gehört
wie lieben, eine Frau lieben, die nicht dir gehört
im Zimmer eines Hotels,
ohne Umstände, billig, pervers, Tapeten,
ein nackter Körper hat sich an sie gelehnt
eine Stimme schrie,
und jemand im Zimmer daneben sang
und hörte nicht auf zu singen, als er so schrie,
er denkt nicht, dass es von dir kommt,
dass es von dir kommt, was da geschieht im Zimmer daneben,
jemand ist am Ertrinken, wieviele ertrinken,
keinen kannst du erretten,
jeder muss mit sich selbst fertig werden,
Kraft genug muss er finden zur rechten Zeit,
und selbst muss er alles erkaufen, durch sich und für sich,
teuer, wie billig es manchmal auch sei,
ein Gedicht, geschrieben im Zimmer eines Hotels,
nichts gehört dir, alles ist nur geschenkt,
für den Augenblick einer Wirklichkeit,
dass du stillst das Gefühl der Vergänglichkeit,

nichts als ein Teilchen zu sein von einem Etwas,
das sein muss, so wie es ist,
und dann ist es gleich, wo es geschah,
im Zimmer eines Hotels, in einer prunkvollen Festung,
geschenkt, geschenkt, immer geschenkt nur für diese,
für deine Stunde, und der, der singt hinter der Wand,
muss singen ein Lied bis zum Ende,
und ich muss schreiben mein Gedicht bis zum Ende,
um fortgehn zu können von hier, gestillt, ungestillt,
es ist gleich, wo du stirbst, im Zimmer eines Hotels,
auf dem Bahnsteig, im Krankenhaus,
niemand kann dir helfen beim Sterben,
niemand kann leiden für dich,
und auch das ist so einfach, so billig, pervers,
so dumm, wir haben uns einen Mythos gebaut
aus Sterben und Dichten,
als wäre es leicht zu sterben in grosser Pose und feierlich,
als wäre es leicht sein Gedicht zu schreiben,
o, im Zimmer eines Hotels, so allein, so nackt, so verlassen.

aus dem Gedichtband „Osmi dan v tednu“ („Der achte Tag in der Woche“)
Übersetzung aus dem Slowenischen: Alois Hergouth

France Filipič, geboren am 21.7.1919 in Maribor, gestorben am 6.4.2009. Schriftsteller und Historiker. 1944/45 KZ-Häftling in Dachau und Mauthausen. Nach seiner Befreiung widmete sich Filipič der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Geschichte slowenischer Mauthausen-Häftlinge. Akribische Recherchen zu den Einzelschicksalen von mehr als 4000 Deportierten lieferten den Inhalt für sein im Jahr 1998 in slowenischer Sprache erschienenes Buch „Slovenci v Mauthausnu“ (Ljubljana 1998). Verfasser mehrerer Gedichtbände, darunter eine Gedichtsammlung aus Mauthausen.



100 Jahre nach dem Völkermord an den Armeniern:

Rafaela Thoumassian beschreibt eindringlich das Seelenleben einer jungen Deutsch-Armenierin, die als Enkelin noch immer die Schwere des Völkermords spürt und nach einem Weg sucht, ihren Frieden damit zu finden. Anstatt den Blick auf die Täterseite zu richten, wagt sie eine spannende Reise zu den Tiefen und Schatten des eigenen Bewusstseins.

Ein Reisebericht. Ein Märchen. Die Suche nach sich selbst.

„Hier ist Erinnern mit neuen, klaren Wassern gewaschen – ein frischer, warmer Strom aus der Tiefe des Menschlichen öffnet Wege aus Erstarrung und finsterner „Selbstverständlichkeit“. (Ulrich Klan)

www.armenischetaube.de

Werwolf oder Taube, Verlag BoD Norderstedt,
Taschenbuch 272 Seiten, ISBN: 9783738640625, 13,90 €.
Auch als Ebook erhältlich.

Die Wirklichkeit von Liebe, Leben und Tod

Peter Paul Wiplinger

Wien, 21.8.2013

Lieber France!

Jetzt, da ich am frühen Morgen hier in Wien Dein Gedicht „Im Hotelzimmer“ aus Deinem Gedichtband „Osmi dan v tednu“ (Der achte Tag in der Woche) lese, in den Du am 22.9.1989 nach unserer gemeinsamen Lesung in Ljubljana/Laibach eine Widmung – „Meinem lieben Freund Peter Paul“ – hineingeschrieben hast, erschrecke ich wieder, genauso wie damals, als ich dieses Dein Gedicht zum ersten Mal von Dir gelesen habe.

Welch eine Reduktion auf die nackte Lebensrealität, aber zugleich auch eine Dimension der Wahrheit ist in diesem Gedicht und wird völlig unsentimental, eben lakonisch als Tatsache ausgesprochen; ein wenig Traurigkeit – oder besser: Trauer – schwingt vielleicht mit, darüber, dass eben „das alles“ so ist wie es ist. Lakonisch beginnt das Gedicht mit der Beschreibung einer Augenblickssituation: „Ein Gedicht schreiben im Zimmer eines Hotels ...“. Nichts Besonderes, denkt man. Das könnte im Parkhotel in Bled gewesen sein, wo wir einander so oft bei den PEN-Konferenzen getroffen haben.

Aber dann saust ein Satz nieder wie ein Beil, wie eine Guillotine auf den Hals des Delinquenten, des Menschen: „... jeder muss mit sich selbst fertig werden / Kraft genug muss er finden zur rechten Zeit ...“. Also: Man ist ganz auf sich allein gestellt. Und man muss sich rechtzeitig wappnen für die kommende Zeit, für Schicksalsschläge, für die unausweichliche Tragödie oder auch Banalität des Todes, vor allem des eigenen Todes. Das Lebensende ist Gewißheit, wie sonst nichts im Leben. Dazu die Erkenntnis: „... nichts gehört dir, alles ist nur geschenkt / für den Augenblick einer Wirklichkeit ...“. Und dann wiederum der Einbruch der Wahrheit, radikal und lapidar zugleich, mit den Worten: „... niemand kann dir helfen beim Sterben / niemand kann leiden für dich ...“. Das ist die nackte Wahrheit; Du würdest sagen: Das ist ganz einfach die Wirklichkeit, die Lebensrealität.

Du hast sie erfahren: in der Folterkellern der Gestapo, in den Gefängnissen, in den Konzentrationslagern Dachau und Mauthausen; nachts in den Baracken und wenn man am Morgen die Leichen hinaustrug und die Menschenkörper auf einen Haufen stapelte. Du hast sie erfahren auf der „Todesstiege“ von Mauthausen, die vom Steinbruch hinaufführt zum Appellplatz des Lagers. Gemeinsam sind wir mit Deiner lieben Frau Nada und einem Deiner Söhne einmal an einem 8. Mai bei der Befreiungsfeier den ganzen langen, beschwerlichen Weg Stufe für Stufe schweigend hinaufgegangen, haben uns an den Händen gehalten und waren in Gedanken und im Gedenken gleichzeitig hier und anderswo; Du sicher bei Deinen Kameraden, die nicht mehr lebten, die nicht überlebt hatten. Oben dann das gewaltige Oratorium, eigentlich ein Requiem, „Mauthausen“ von Mikis Theodorakis; er dirigierte selbst, dieser großartige Mann. Und wir standen da, gemeinsam und doch jeder auch für sich allein; Du vor allem. Nie habe ich eine Träne bei Dir gesehen oder sonst ein Zeichen der Rührung. Das hatte nichts mit Abgebrühtheit zu tun, sondern mit Deiner Lebensrealität.

Was hat das alles mit „ein Gedicht schreiben im Zimmer eines Hotels“ und überhaupt mit dem Schreiben eines Gedichts zu tun? Hier in Deinem Gedicht, in dem Du von all dem schreibst, in dem Du Dich nicht nur erinnerst in diesem Augenblick und die in Dir schon seit langem gewonnene Erkenntnis ausdrückst, indem Du von der Tatsache des Leidens, des Sterbens und des Todes und doch auch zugleich von der Liebe und von der Poesie sprichst. Was hat das alles miteinander

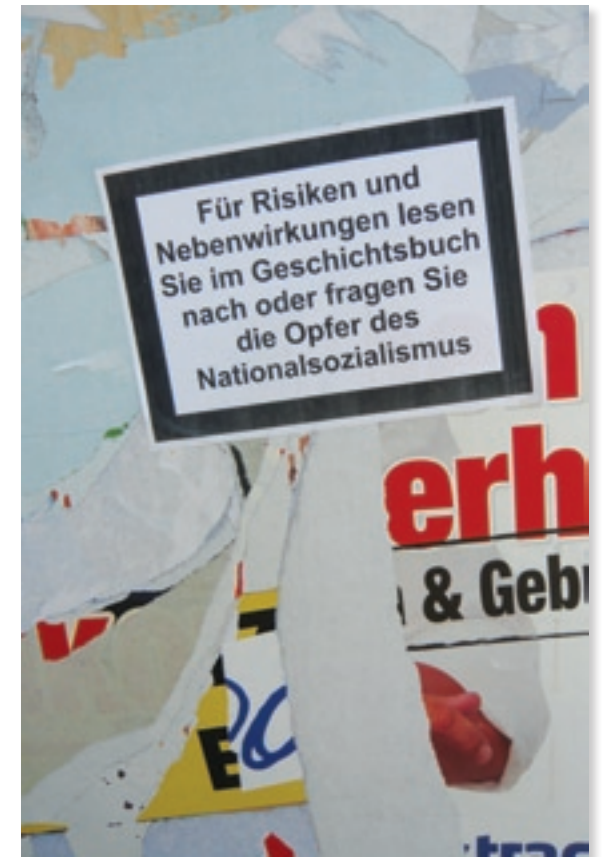
zu tun: „Niemand kann leiden für dich, / und das ist so einfach, so billig, so pervers, / so dumm, wir haben einen Mythos gebaut / aus Sterben und Dichten, / als wäre es leicht zu sterben in grosser Pose und feierlich, / als wäre es leicht, sein Gedicht zu schreiben / im Zimmer eines Hotels, so allein, so nackt, so verlassen.“ Die bittere Wahrheit – des Lebens, des Todes? Nein, ich dürfte das so nicht sagen, nicht unwidersprochen von Dir. Du würdest das Gesagte und mich zurechtrücken. Vielleicht würdest Du ansetzen mit dem Satzbeginn: „Damals in Mauthausen ...“. Und dann, so wie bei und mit Dir erlebt, abbrechen; als würdest Du Dir selber das Weitersprechen, jedes weitere Wort darüber verbieten. Ich erinnere mich an die bescheidene Gedenkfeier, als die Gedenktafel für die 68 Opfer des Aufstandes von Begunje an einer Mauer in Mauthausen enthüllt wurde. 68 Menschenleben ausgelöscht, mit einer Maschinengewehrsalve, in einem einzigen Augenblick. Du hast diesen Ausgelöschten, den slowenischen Opfern des Naziregimes, Dein weiteres Leben gewidmet, als Historiker, hast Namen aufgezeichnet, Schicksale offengelegt und begreifbar gemacht.

Fast nie haben wir „über all das“ gesprochen. Wir wussten es und verstanden einander als Freunde und Gesinnungsmenschen sowieso. Wir waren uns immer nahe. Aber auch wenn wir beisammen waren, so war doch jeder zugleich auch bei sich selbst. So wie wir damals am Bachern oben bei eurem Häuseln nach dem Grillen und bei einigen Gläsern Wein noch beisammen gesessen sind und miteinander gesprochen haben. Die anderen waren schon ins Haus gegangen. Es war schon kühl geworden. Aber der Himmel über uns war wunderschön. Rundherum Wald, Hügel, Berge; unten das Tal. Und wir redeten und schwiegen dann eine Weile, waren im Reden und im Schweigen einander nahe. Eine Selbstverständlichkeit war damals dieses Zusammensein mit Dir für mich, ein schöner, vielleicht besonderer Abend, mehr nicht. Heute weiß ich es: Es war mehr, viel mehr. Dieses, ein solches Zusammensein mit Dir als Freund, mit dem Altösterreicher und dann überzeugten Jugoslawen, mit dem ehemaligen Widerstandskämpfer und KZ-ler, der überlebt hatte, mit dem Historiker und Dichter, das hatte eine weit darüber hinausreichende, gewaltige Dimension: eben jene von der „Todesstiege“ im KZ Mauthausen bis zur Schönheit dieser gemeinsamen Nachtstunde unter einem wunderbaren Sternenhimmel.

Und dann schreibst Du ein Gedicht wie dieses. Auch darin bricht wiederum eine ungeheure Dimension auf: jene Deiner Lebensrealität, des Lebens überhaupt. Liebe, Leben, Schönheit (Poesie), Verlassensein, Sterben, Tod. Noch immer erschrecke ich, wenn ich dieses Gedicht „Im Hotelzimmer“ lese; auch nach Jahrzehnten. Aber ich verstehe Dich und dieses Gedicht; diese Gleichzeitigkeit, das Nebeneinander „von allem“ im Leben. „Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang...“ schreibt Rilke in einer seiner Duineser Elegien. Wie wahr! „Das Eine ist das Eine; und das Andere ist das Andere“ – würdest Du mir jetzt mich vielleicht korrigierend und klarstellend sagen. Und hinzufügen: „Und doch ist beides Eins“.

„Ein Gedicht schreiben im Zimmer eines Hotels alles ist nur geschenkt, für den Augenblick der Wirklichkeit ...“. – Und dann fügst Du noch abschließend hinzu: „und ich muss schreiben mein Gedicht bis zum Ende, um fortgehen zu können von hier ...“.

In Deinem 90. Lebensjahr bist Du gestorben. Ich weiß nicht wo und wie. Ich denke und hoffe, daß Nada bei Dir war, Deine liebe, gute Frau, diese „Seele von Mensch“. Ich hoffe, Du warst nicht



allein; nicht so allein wie in diesem Augenblick im Zimmer eines Hotels, so wie hier im Gedicht. Du mußt nicht zurückkehren zu Dir im Augenblick des Todes, Du warst sowieso immer bei Dir und bei ihm; lebenslang; und zugleich in der Liebe und mit Liebe.

Jetzt halte ich Dein Buch in meinen Händen, blättere darin, lese das eine oder andere Gedicht. Aber keines ist so wie dieses, das ich jetzt bedacht und von dem ich hier geschrieben habe. Keines spricht so wahrheitsgemäß radikal und doch zugleich lapidar von der Wirklichkeit des Lebens; eben vom Leben überhaupt.

Dein Peter Paul Wiplinger

Peter Paul Wiplinger, Schriftsteller und künstlerischer Fotograf. Geboren 1939 in Haslach, Oberösterreich. Lebt seit 1960 in Wien. Studium der Theaterwissenschaft, Germanistik, Philosophie. Vorwiegend Lyriker. Seine Gedichte wurden in mehr als 20 Sprachen übersetzt und als Gedichtbände publiziert. Bisher 44 Buchpublikationen, zuletzt: „Lebensbilder - Geschichten aus der Erinnerung“ (2003), Podium-Porträt „Peter Paul Wiplinger - Aussagen und Gedichte“ (2004), der Prosaband „ausgestoßen“ (2006), „Steine im Licht“, Gedichte und Prosa aus Rom, 2005, „Segni di vita / „Lebenszeichen“ (2010), „Schriftstellerbegegnungen 1960-2010“, „Lebenswege – Geschichten aus der Erinnerung“ (2011), „Sprachzeichen“ (2011) sowie „Schattenzeit“ (2013).

Handbuch für Autorinnen und Autoren

DIE Investition in Ihre Zukunft!

Informationen und Adressen aus dem deutschen
Literaturbetrieb und der Medienbranche.



- 8. komplett überarbeitete Auflage 2015
- 704 Seiten, 54,90 EUR
- www.handbuch-fuer-autoren.de

• uschtrin •

Kreativität ist oft
eine Mischung
aus Talent, Interesse
und Erfahrung ...

... und bedarf nicht
unbedingt vieler Köche.



Design.Concept
Hans-Jürgen Buch
Dipl. Designer

design.concept@unitybox.de
www.design-concept-buch.de

rowohlt



Isabell Gawron: im Herbst oder doch im Winter?

Reime

Birgit Hufnagl

Der Fritz

Fritz heißt witzigerweise mit dem Nachnamen Fitz,
wohnt in der Lausitz und mit Wortwitz
ist er nicht gerade gesegnet. Sein Spitz
Fridolin kläfft ununterbrochen, wenn er im Schalensitz
neben Fritz im Auto sitzt und Lakritz
verschlingt. Fritz klappert mit Fridolin seinen Grundbesitz
ab. Wegen eines Schadens durch einen Blitz
muss Fritz einen weiten Umweg hinter Görlitz
in Kauf nehmen, wobei er ein Rehkitz
überfährt. Später bemerkt er einen tiefen Ritz
im Lack; glücklicherweise besitzt sein Nachbar Schmitz
eine Autowerkstatt. Fritz versendet eine elektronische Notiz
an Nachbar Schmitz. Nachts träumt er Mumpitz
und erblickt im Traum des Rehs Antlitz.
Im Todeskampf schließt es den linken Augenschlitz.

Die ANKE

ANKE und ihr Freund besitzen in FrANKen
ein Trachtengeschäft, wo sie TrachtenjANKer verkaufen. RosenrANKen
umrANKen den Eingang und auf dem bLANKen
Parkettboden ist letzters der Mann einer vollschlANKen
Kundin ausgerutscht. ANKE trägt Tattoos mit LöwenprANKen
und SchiffsANKern. Sie ist ständig am ZANKen
mit ihrem Freund und mit einigen BANKen
haben sie Probleme; obwohl sie sich bedANKen
für zahlreiche Kredite. ANKE schickt ihren alkoholkrANKen

Freund, der wegen Schmerzen in beiden FIANKen
am Jammern ist, zur Tankstelle zum TANKen.
Sie sieht ihn noch zum Auto schwANKen.
Wenig später fährt er, ganz in GedANKen,
auf die Bahngleise zwischen sich schließende BahnschrANKen.
ANKes Welt gerät ab da ins WANKEen.

Vier Extrembergsteiger

Vier eigenbrötlerische Extrembergsteiger haben sich zum Besteigen
eines Berges im Himalaya zusammengetan. Anfangs schweigen
sich die vier in den billigen Absteigen
schüchtern an. Sie statten sich mit beigen
wattierten Anoraks aus und necken den feigen
Bäcker, der seit dem Aufbruch von Brotteigen
und deren Beschaffenheit spricht. Während sie aufsteigen,
erklärt der Gärtner, wie man aus Tannenzweigen
Kränze bindet. Der Journalist beschreibt, wie Anzeigen
werbewirksam zur Geltung kommen. Später dann zweigen
sie einmal falsch ab und prompt versteigen
sie sich. Der Musiker schwärmt von Geigen,
bevor er die Wanderkarte und getrocknete Feigen
auspackt und allen den richtigen Weg zeigen
kann. Am Gipfel tanzen sie ausgelassen Ringelreigen
und der Journalist und der Gärtner verneigen
sich vorm Musiker! Der Bäcker will verschweigen,
dass er eine riesengroße Angst vorm Absteigen
hat. Auf keinen Fall will er's vergeigen!

Diese Reime sind ein Auszug aus dem fertigen Manuskript vom Buch Nummer drei. Mit diesen Reimen und Buch Nummer eins und zwei wagt Birgit Hufnagl einen kühnen Sprung auf Kabarett-Mixed-Open-Stage-Bühnen. Sie tritt liebend gern auf, überwiegend im Münchner Raum. Die Bücher bekannt machen – das wäre ihr Traum!
www.birgithufnagl.de und Facebook <https://www.facebook.com/birgit.hufnagl.9>



Isabell Gawron: the first



Isabell Gawron: endlich fertig



Isabell Gawron: Suchen und Finden



Isabell Gawron: In der Warteschleife

Sechs mal zehn Schritte ungeteilter Himmel

Wolfgang Endler

Alles fließt, soll ein griechischer Philosoph einmal gesagt haben. Davon habe ich im letzten Jahr nicht viel bemerkt. Die Tage scheinen still zu stehen. Wenn überhaupt, vergehen sie so gleichförmig und langsam, dass ich kaum eine Bewegung bemerke. Konstant sind meist auch Temperatur und Beleuchtung meiner Zelle. Dafür sorgen eine Heizung, der Fensterersatz durch Glasbausteine und eine Glühlampe hinter Drahtglas. Nur nachts ist es zeitweilig dunkel, immer wieder unterbrochen vom aufblitzenden Licht des Schließers, der nach geöffneten Pulsadern Ausschau hält.

Von Jahreszeiten erfahre ich aus der Zeitung. Das Zentralorgan der SED, „Neues Deutschland“, bringt mich auf den neuesten Stand. So geht es um die witterungsbedingt nicht planmäßig verlaufende Kartoffel- oder Getreideernte. Bin erstaunt, dass Wetterkapriolen nicht dem Klassenfeind im Westen angelastet werden. Vom Frühling in Paris oder Prag kann ich nicht viel spüren. Mir stehen eben nur Zeitungsmeldungen zur Verfügung, gefiltert durch ein engmaschiges Sieb. Für richtige Abwechslung und ein anderes Tempo sorgen ausschließlich die Vernehmer der Staatsicherheit. Sie ändern manchmal überraschend ihre Taktik oder konfrontieren mich mit neuen Zeugenaussagen. Die Luft wird dann spürbar knapper, als hätte jemand die Klappe hinter den Glasbausteinen fest geschlossen.

Ein Fenster nach draußen gibt es aber tatsächlich: die Freistunde. Zwar umfasst sie nur die Hälfte einer Stunde. Und die andere Hälfte dieses Wortes klingt in meiner Umgebung reichlich skurril. Aber ich kann diesen Begriff mit meiner Hoffnung beladen, ihn auf die Reise schicken. Er wirkt auf mich wie ein herbeifantasierter Fluchtpunkt für ein Leben hinter dem Horizont. Heute ist es wieder einmal so weit. Diese sechs mal zehn Schritte im Rechteck sind für mich wertvoller als der Trainingslauf für einen Wettkampf. Ich sauge die frische Luft ein. Irgendwo zwitschert ein Vogel. Wo der wohl sitzen mag? Über mir blauer Himmel. Nein, nicht ganz - ein einsames Wölkchen zieht langsam vorbei. Wenn ich das buschige Weiß fixiere, erscheint das Blau grenzenlos. Die Umrandung des engen Hofes verschwindet für eine Weile.

Knapp eineinhalb Meter oberhalb meines Kopfes läuft eine untere Stasi-Charge. Deren „Freistunde“ ist noch eingengter als die meinige. Vor ihm ein Stahlgitter, hinter ihm eine Mauerecke mit Stacheldraht. Heute trägt er eine Pistolentasche am Gürtel. Viel zu groß für die sowjetische Standardpistole vom Typ Makarow, fällt mir auf. Erwinnere mich an ein Gespräch während meiner Armeezeit. Gerd G. war einfacher Soldat wie ich, aber vor seinem Disziplinarvergehen Angehöriger der „Schneckenfresser“. So wurde eine Spezialeinheit der Nationalen Volksarmee wegen ihres Überlebenstrainings genannt. Zu deren Bewaffnung gehörte die Schnellfeuerpistole Skorpion aus der CSSR. Gerds Kommentar: „Feuergeschwindigkeit sagenhafte 1000 Schuss pro Minute. Damit kannst du den Gegner förmlich zersägen.“

Denke wieder einmal an Flucht. Würde ich es mit kurzem Anlauf und Sprung schaffen, bis an den Gitterrost zu kommen? Und dann dem Typen die Füße unterm Arsch wegziehen? Null Chance, totale Hirnwischerei. Habe keine Lust auf irgendeine Art von Tod. Am allerwenigsten aber möchte ich als Mortadella á la Mielke enden. Nach Einschätzung meines Anwalts habe ich fünf bis zehn Jahre Knast zu erwarten. Ist zwar nicht gerade eine prickelnde Vorstellung. Aber immerhin klingt das deutlich besser als lebenslänglich. Statt nach unten oder innen schaue ich jetzt wieder nach oben. Schirme meine Augen mit beiden Händen ab. Kondensstreifen kreuzen sich und verfliegen allmählich.

Nachtrag von Juni 1990

Auf meiner ersten Radtour durch Mecklenburg komme ich in der Nähe von Neustrelitz vorbei. Frage spontan ein altes Ehepaar, wo denn hier der Stasi-Knast gewesen wäre? In der Stadt selbst oder eher außerhalb? Nach kurzem Stutzen erklären sie mir den Weg. Einige Minuten später bin ich vor dem Haupteingang eines großen, historisch aussehenden Gebäudes und steige vom Fahrrad. Ein grün uniformierter Volkspolizist fragt mich: „Wollen Sie rein, um sich das Gefängnis anzuschauen?“ Er schaut mich verblüfft an, als ich antworte: „Vielen Dank, von innen kenne ich das Ding gut genug.“ Schwingen Sie mich dann aufs Rad und fahre los, ständig schneller werdend. Ich schaue erst auf, als die erste größere Steigung beginnt. Ein Schild zeigt in Richtung Berlin. Habe mich wohl spontan richtig entschieden.

Nachtrag von Juni 1994

Radele wieder einmal durch Mecklenburg-Vorpommern, bin mittags in Neubrandenburg. Überlege kurz und fahre dann doch über Neustrelitz. Die Stadt ist deutlich schöner geworden. Oder sollte ich dazu eher aufgehübscht sagen? Nach dem Mittagessen am Markt schiebe ich mein Rad und stelle es in der Nähe des ehemaligen Knastgebäudes ab. Gehe langsam den Bürgersteig entlang. Taste mit meinen Augen die Umgebung ab. Bin wohl auf der Suche, weiß nur nicht so recht wonach? Am interessantesten finde ich die Außenwand eines kleinen Wohnhauses. Sie geht fast unmerklich in die links davon befindliche Umfassungsmauer des Gefängnis-Komplexes über. Im bröckelnden Putz haben sich Moos und Mauerpfeffer schon häuslich eingerichtet. Muss schmunzeln, als ich „Grenzverletzer“ und „Saboteure“ denke. Mein Blick wandert ohne Hast nach oben. Links neben dem Fenster im I. Stock sind die Giebelwand des Hauses und eine Mauerkante zu sehen. Gehörte dieser Bereich zum Hofareal für die Freistunde? Irgendetwas hängt in der eng gewickelten Stacheldrahtrolle, in Reichweite des Fensters. Ein leises Zwitschern verrät: Es ist ein Vogelnest. Zuerst habe ich den Eindruck, dass mein Blick dieses Nest durchdringt. Dann spüre ich einen blitzschnellen Stich, haarfeine Nadel, eiskalt.

Den Weg nach Berlin habe ich wieder ohne Nachdenken gefunden. Bin aber langsamer und vorsichtiger gefahren als vergangenes Mal.

Wolfgang Endler, Jahrgang 1946, frühe Schreibversuche in Berlin-Friedrichshagen (Berlin-Ost), seit 1971 in Berlin-West, literarisch und politisch Freude am Grenzgängertum, Orthopädiemechaniker und Biologe, Wortakrobat und Vortragskünstler, Sänger und Texter in einer Band, Allround-Verdichter von Geschichten und Gedichten, Veröffentlichungen in Anthologien, u.a. in „Der bewaldete Tag“, „Nur ein Augenblick“ im Engelsdorfer Verlag; Bibliothek deutschsprachiger Gedichte (Ausgewählte Werke XV sowie XVI)

Aufruf der eXperimenta-Redaktion

Wir suchen dringend engagierte Mitarbeiter(innen), die Werbung für die eXperimenta machen. Aufgabenbereiche sind:

- Anzeigenakquise (20% Provision)
- Soziale Netzwerke (Facebook, Twitter und Newsmax) pflegen
- Betreuung einer Crowdfunding-Aktion

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann greifen Sie direkt zum Telefon:

06721-921 060

redaktion@experimenta.de

Vinzenz Fengler

ABGESCHRIEBEN	NELKEN & REVOLUTIONEN	
reihum	mit dir zu sein	nur deine blicke
gehen die engel	ist wie reisen	proben den aufstand
	über grenzen hinweg	und wolln mir ans herz
		mit eingefahrenen krallen
mit bleichen	am ende des flußes	
gesichtern	wartet immer	wenn ich das volk höre
und hängenden	dein meer und fragt	krieg ich vor scham
schultern	nicht nach passierscheinen	das kotzen
suchen sie		vergrab mich
ihren menschen	mein land derweil	an deinem strand
	verroht weiter	und hoffe
die flügel	die dummheit treibt	daß ich bleiben darf
verwachsen	blüten ohne stil	wenn du mich aufgreifst
vom nichtstun	und steigt ins	
	unermeßliche	
heutzutage		
ist man	für momente	
anderweitig	in deine arme gerettet	
versichert	duftet alles nach nelken	
	revolutionen	
	werden heute	
	im netz simuliert	
	oder hochamtlich	
	inszeniert mit stempel	
	versehen und sofort	
	wieder abgewickelt	

Vinzenz Fengler, geboren 1969 in Hoyerswerda, lebt seit 2001 in Berlin, schreibt Lyrik, Prosa und Stücke. Er ist Initiator und Mitherausgeber der Literaturzeitschrift „Segeblatt“ und festes Mitglied der Kreuzberger Literaturwerkstatt, regelmäßige eigene Lesungen. Teile seiner Prosaarbeit „Wachbilder für Nüra“ sind in dem Künstlerbuch „Wachbilder“ der Grafikerin und Buchkünstlerin Anna Andropova mit einer Auflage von 11 handgefertigten Exemplaren veröffentlicht. Weitere Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien. (u.a. Marta Press, Chili Verlag).
www.vinzenz-fengler.de

Gero Johannes Gregor Junge

Am jüngsten Tag wird Thom Yorke am Strand Lieder von Jim Morrison spielen. Ich werde daneben sitzen und meine erste echte Geschichte schreiben: Die Liebe, schwarz auf weißes Papier. Niemand wird diese Geschichte jemals lesen, niemand erkennen, dass ich dieses Gefühl geschrieben habe.

Ich werde mich in den Sand legen, den Wellen und der Musik lauschen, bis alles vorbei ist.

Wir saßen auf einem entwurzelten Baum am kleinen Fluss, der von einem Ufer zum anderen reichte. Ich zog meine Schuhe aus, kletterte auf einen unteren Ast und steckte die Füße ins Wasser. Ich betrachtete die Oberfläche des Flusses, da sagte sie: „Übermorgen fliege ich.“

Es waren die besten Wochen. Wir waren das erste Mal wirklich frei. Das ganze Leben lag vor uns und wir verschwendeten keinen Gedanken daran. Das war direkt nach dem Abitur. Wir tranken, tanzten, sprachen, schliefen miteinander. Es hätte ewig so weiter gehen können. Dann ging sie.

Den Abend davor hatte sie mich nicht mehr sehen wollen. Ich versuchte zu schlafen, dann stahl ich meinem Vater eine Flasche Gin und setzte mich in das Fenster, das zur Hauptstraße raus ging. Ich saß die ganze Nacht dort, rauchte, trank, bis irgendwann in den Morgenstunden das Auto ihrer Familie in Richtung Flughafen fuhr. Dann legte ich mich hin.

Als ich aufwachte, war es Nachmittag. Ich nahm das Fahrrad, fuhr ans Meer und schwamm hinaus. Ich konnte an nichts denken, so als würden all meine Gedanken gleichzeitig durch eine Tür gehen wollen und sich dabei gegenseitig blockieren. Vielleicht wäre ich bis nach Dänemark geschwommen, aber plötzlich fuhr ein Motorboot sehr nah an mir vorbei und ich erwachte aus meinem Zustand. Ich drehte mich auf den Rücken, ließ mich in der Ostsee treiben und sah dabei auf das Land. Ich war schon weit in die Lübecker Bucht hinaus geschwommen, sah die Steilküste in Brodten, die Hotels, die Strände. Plötzlich kamen alle Gedanken auf einmal durch die Tür: Kindergarten, Schule, Familie, Freunde, die Wälder, das flache Land, Ferien, sie, alles, was bis dahin mein Leben gewesen war. Und nun war all das vorbei.

Als sich mein Kopf wieder beruhigte, dachte ich kurz daran, zu schwimmen bis ich die Kraft verlieren und untergehen würde. Obwohl ich das nicht tat, blieb ein Teil von mir auf See. In dieser Nacht schlief ich lange und tief.

Ich machte Pläne für die Zukunft, traf Freunde, andere Mädchen, lebte mein Leben und wenn ich allein war, dann weinte ich. So verging das Jahr und sie klingelte. Wir gingen spazieren. Der Baum, auf dem wir gesessen hatten, war noch da, aber er war zerbrochen und beide Hälften lagen schräg und halb vermodert im Fluss.

Da sagte sie: „Du hast mir nicht geschrieben.“

Was ist die Liebe? Wir alle leben und kennen sie. Doch wir können nur fragen: Was ist die Liebe? Am jüngsten Tag aber werde ich am Strand sitzen und schreiben: Das ist die Liebe.

Gero Johannes Gregor Junge, geboren 1986, wuchs in Wiesbaden, Kassel und Lübeck auf. Nach seinem Abitur im Jahr 2006 leistete er Zivildienst in einer Notaufnahme, absolvierte eine Ausbildung zum examinierten Gesundheits- und Krankenpfleger und studierte in Frankfurt a. M., Berlin und Frankfurt a. O. Er lebt mit seiner Frau in Berlin.

Und summe Lieder

Joshua P. Ternes

Per Anhalter

Wieder prallst du gegen diese Sterne,
die du nicht berühren kannst,
sie ziehen dich in ihren Bann.

Du greifst danach und dann und wann
bleibt ein wenig Glitzer an dir kleben
und die Hände werden gelb.

Ungeformt und frei gen Himmel
zieht es dich aus dieser Welt –
Mit jedem Schritt geht alles weiter weg
und Reisen wird zum Mittel, ohne Zweck.
Ich klammer mich an deinen Beinen fest
und hoffe, dass es hält.

In kleine Beutel tüten wir Unendlichkeiten;
verstecken sie in Worten und Momenten
vieler Augenblicke, vieler Zeiten.
Manchmal streifen wir die Sterne,
die wir nicht berühren können,
und begreifen.

Joshua P. Ternes wurde 1995 in Trier an der Mosel geboren und studiert zurzeit an der dortigen Universität Medienwissenschaft und Germanistik. Die hier präsentierten Gedichte stammen aus den Zyklen »Kanarische Dachterrasse« und »Im Raum verstreut«.

Kanarische Dachterrasse

Der Abend reicht mir seine schlappe Hand
und zieht mich auf die Großstadtdächer, wo
ich alles überblicke, bis zum Strand.

Das Meer sieht traurig aus und Wellenschaum
schwappt leise über Sand und Muschelkalk.
Ein Sturm versperrt den leeren Raum.

Ich sehe dich am Ufer laufen, still,
dein Blick versteckt sich hinter Hausfassaden.
Von fernen Nachbarn höre ich den Grill.

Der Regen muss bald kommen, Böen schrei'n,
die Blätter meiner Primeln rascheln schon.
Ich gehe lieber wieder rein.

Zweifelhaft

Wie Atem, an der Luft vergangen,
wie Gefühle ohne Spur, Verlangen
ohne Bindung oder Form.

Wie eine Zigarette halb zu drehen,
der Tabak auf dem Tisch verstreut;
man selbst Gewohnheit halb bereut
in diesem Strudel aus Geschehen.

Wir sehen sie im Spiegel Falten legen,
können sie nicht fassen, nicht bewegen,
da wir ohne Einsicht nur verstehen,
was uns einsam macht und unbewusst –
hätten wir es vorher nur gewusst.

Dabei haben wir es fast gesehen.

Leden

Traude Veran

Leden ist tschechisch und heißt Januar, *led* ist das Eis. Eismonat, nicht Schneemonat, nennt er sich, obwohl man Schneereichtum anpreist, hier in L., dem Kurort am Fuß der Karpaten.

Viel hat es nicht geschneit im alten Jahr, doch bei dem Frost hält sich das Wenige. Es ist so kalt, dass der Schnee nicht schmilzt, sondern verschwindet. Er tritt aus der festen, körnigen Beschaffenheit übergangslos ins Nichts, hinterlässt keine Spuren. Gibt den Boden der Kälte preis, und was für einer Kälte! Nacht und Tag funkelt der Himmel.

Am 6. beginnt es abends zu regnen, Warmlufteinbruch aus dem Westen, lang angekündigt. Die solide Welt hält nichts vom Wankelmut der gasförmigen, das lässt sie kalt – im wörtlichen Sinne. Der Regen fällt auf die Erde und ist kein Regen mehr: Er erstarrt zu Glas; umhüllt die Äste der Obstbäume mit kristallinen Ärmeln; webt Glasfibregeflechte zwischen den Nadeln der Föhren.

Es regnet zwanzig Stunden. Der Boden hat keine Mühe, das Wasser in Eis zu verwandeln, er ist tief hinein gefroren, sein Kälteverrat unermesslich. Es regnet schneller, als der Boden einfrieren kann, Bäche und Teiche bilden sich, Wasser in Warteschlangen.

Als die schweren Herbstregen die Kanalgitter mit Erde und Laub bedeckten, hat niemand sie freigeschaufelt. Jetzt baut das Eis Brücken über Löcher und Ritzen, gefrierendes Wasser sickert Schmutzbärte hinunter und verwandelt sie in Gletscherbrüche. Nichts fließt ab. Wir ahnen es, wenn wir zusehen, wie der Hund durch den Garten torkelt, aber heute muss keiner von uns hinaus.

Am 7. gegen Abend klart es auf. Die Nacht wird nicht sehr kalt, da sind wir anderes gewöhnt, aber doch kalt genug, um auch von oben her Frost beizusteuern. Die Natur weiß nichts von Relativität, ihr Gefrierpunkt bleibt immer derselbe, auch wenn er uns nach den vergangenen Wochen vergleichsweise lau erscheint. Über der glatten Eisschicht bildet sich eine zweite, dünnere, eine Eishaut.

Am Morgen des 8. silbernes Licht, blanker Himmel. Eine polierte Welt, Glanz und Edelsteine – die Stunde der Fotografen. Aber nicht heute. Ich mache die ersten Schritte und liege schon da. Man sagt: spiegelglatt. Heute ist der Spiegel kein Gleichnis. Ein sanfter Gletscher überzieht die Welt, ohne Kanten und Brüche, wellig und gerundet selbst auf Stufen.

Die Menschen müssen zur Schule, zur Arbeit, zum Bäcker. Wir wohnen ganz oben auf dem Berg. Das erste, steile Stück ist das schlimmste. Irgendwann kommt der Streuwagen. Menschen tragen Eimer mit Sand oder Asche vor's Haus, immer eine Schaufel voll vor sich hinwerfend, damit sie sicheren Grund für den nächsten Schritt gewinnen. Das Leben normalisiert sich wieder, höre ich.

Ich muss nicht arbeiten, lernen, einkaufen, ich mache hier Urlaub. Ich schaue. Und sehe, dass sich nichts normalisiert. Alles ist anders geworden, alte Konventionen gelten nicht mehr, neue Zeichen geben rätselhafte Hinweise, Unsichtbares gewinnt Gestalt.

Das Eis ist so klar, dass die Sonnenstrahlen hindurchfallen und die Schicht darunter erwärmen: Ziegel, Straße, Blätter ... *Led* schmilzt von unten her an, kleine Wässerchen kochen in der Tiefe, dehnen sich, blasen Dampf durch das Eis. Landkarten der Wärme entstehen: Milch ist die Farbe der neuen Geografie. Die Dächer, gestern wie frisch gebürstet und gelackt, werden zu Flauchdecken für kleine Mädchen, milchiges Rosa oder rosiges Milchweiß, eine unerhörte Farbe für Dächer. Blieben sie so, man müsste sie jeden Morgen feucht wischen.

Auf den Wegen zeichnen sich spinnwebenfarbene Muster ab, Stege, Gespinste wie Nervenzellen, werden deutlicher, zackige Platten, verzweigte Runzeln. Dann wieder einzeln brodelnde Bläschen,

die sich unermüdlich blähen. Geheimnisvolle Muster, Runen, Hieroglyphen. Artefakte geben sich zu erkennen: Weißbehauptet ordnen sich die Katzenköpfe des kleinstückigen Granitpflasters zu bogigen Gliedern, dazwischen dunkelklare Rillen. Was hindert den Dreck in den Fugen daran, Wärme aufzusaugen, das pressende Eis wegzuschieben?

Wärmeleitung – diesen Begriff habe ich seit Ewigkeiten nicht mehr verwendet. Der Tatsache dahinter bin ich manchmal begegnet, sozusagen nonverbal, wenn die Finger am Autoschlüssel anfroren oder am heißen Henkel zischten. Nun schaue ich mit Augen, was ich vor Jahrzehnten als Formel gelernt habe. Ich wette mit mir selber, stelle eine Hierarchie der Schmelzvorgänge auf. Vom Balkongeländer tropft es – na klar, schwarz gestrichenes Eisen. Aber all die Zäune, Tore, Balustraden: Stein, Metalle, Kunststoffe; behauen, geschliffen, lackiert; wuchtig, zart, gegliedert. Was taut schneller ab, was braucht länger? Oder bin ich zu unsensibel in meinen Erwartungen? Gibt es hier wirklich nur die Dimension der Zeit? Kann Eis auch „anders“ schmelzen? Oder sich zu „anderem“ Eis umformen? Meine Bildung, diese meist unbeachtete, aber beruhigende Stütze, lässt mich im Stich. An ihre Stelle treten Hypothesen. Dabei pflegte ich Menschen, die sich die Natur so erklären, wie ich das jetzt eben versuche, immer naiv, ja primitiv zu heißen.

Offenbar habe ich gelebt, ohne meine Umwelt wirklich zu sehen. Immer hielt ich mich für eine, die bewusst in der Welt steht, achtsam, nahe, eingebettet. Und kann bis heute die Neigung eines Hanges besser aus den Höhenlinien der Karte als vom Augenschein her bestimmen. Die Sonne erzählt mir lange Geschichten von Einfallswinkel, Reflexion, Schichtdicke, Materialstruktur ... Sie braucht dazu weder Instrumente noch Lehrbuch, nur die Verwandlung von Glas in Milchglas. Sie knabbert das Eis an, von hinten, das Weiße sind die Schürfspuren ihrer Zähne.

Meine Augen locken mich in die Irre: Auf dem steilen Wegstück warnt hellweiß die gefährlich dicke Eisdecke – ich will ausweichen und gerate auf dem recht flachen Umweg, den ich nehme, beinahe in Bergnot. Hier ist das Eis absolut hart. Auf sanft erstarrten Wellen segle ich und kann nicht steuern. Gerade habe ich die Verwandlung studiert, habe mühsam physikalische Gesetze für die milchige Trübung verantwortlich gemacht, und doch ist der Eindruck der Durchsicht so zwingend, dass ich ihm folge, bevor ich denke. Eis ist weiß – ich nehme den dunklen Weg – den Holzweg, leider.

Nachmittags, immer noch der 8. Einmal müssen wir wieder etwas weiter hinaus, vor allem der Hund. Vorsichtig schlittern wir von einer gestreuten Stelle zur anderen. Und erleben *led* in immer neuen Bildern. Das heißt, ich erlebe. Der Hund ist mürrisch und ängstlich. Die Füße rutschen ihm unter dem Leib weg, krachend brechen die Pfoten durch das steife, dürre Laub, kein vertrautes Rascheln, kein federnder Boden. Rasch erledigt er sein Geschäft und will wieder nach Hause.

Was geht auf dem Steig durch das Gebüsch vor sich? Nie habe ich davon wissen dürfen, dass ein Etwas sich dort geradlinig fortbewegt, zwei Striche milchig hell im Glasklaren, spannenlang, ästchenbreit. Haben Asseln, Insekten verzweifelt versucht, dem Eis zu entkommen, liegen die Kadaver noch am Ende des Tunnels? Oder verdeckt das alte Laub nur ein Stück Draht, das vergleichsweise glühend geworden ist an diesem Sonnentag? Nein, das muss etwas ganz Anderes, Rätselhaftes sein. Ich will mich heute an Dinge gewöhnen, die ich nicht einordnen kann.

Neben dem Müllcontainer steht ein Baum. Mir ist er noch nie aufgefallen, zu sehr achte ich sonst darauf, dass der Hund nicht im Dreck wühlt. Ich kann meinen Schritt gerade noch bremsen und den verlaufenden, dunklen Fächer bewundern, die wandernde Schattenspur des Stammes. Es ist kein Eis mehr an den Ästen. Bei den anderen Bäumen dasselbe, auch die Föhrenwedel haben ihren türkischen Honig schon abgeworfen. Wart ihr die Ersten? Ich wehre mich gegen die vernünftige Erklärung, dass der leichte Wind mitgeholfen habe. Lieber phantasie ich pulsenden Saft und Bewegung von innen: Reckt und streckt euch, schüttelt ab den Panzer!

Die Farbgeografie der Dächer verrät die Heizgewohnheiten der Bewohner, den Verlauf der Kamine – die machen aus den zarten Hüllen wieder schmutzige Ziegelflächen.

Die Eisschicht am Boden ist nicht einen Millimeter dünner geworden. Wasser, das darüberfließt, kann nicht ablaufen. Über Nacht wird es festfrieren.

Am 9. hat die Eisdecke eine Überdecke bekommen. Darunter, gleich gelbem und schwarzem Gewölk, das Gestreute von gestern. Was die Menschen taten, um *led* zu überlisten, schlägt ins Gegenteil um: Zwar kann die Sonne zwischen Deckeis und Streu ihre kleinen Öfchen hineinzwängen, aber darunter liegt, nun nicht mehr im Durchblick, sondern im Schatten von Sand, Asche und Sägemehl, festverkrallt mit dem steinharten Boden: das Grundeis.

Und von Neuem narrt mich mein Auge. Ich wandere, dem Hund zuliebe quer über die Wiese, zur Heilquelle. Das Gras ist ganz gut zu begehen, kracht nicht mehr. Eissplitter fahren auf Tropfenspur die Halme hinab. Auf dem zimmergroßen Platz rund um die Quelle habe ich Sägemehl ausgemacht. Ja schon, aber ... Fast wäre ich nicht nur mit blauen Flecken, sondern auch schmächtig mit leerer Flasche umgekehrt.

Heute zieht sich die Sonne zurück, vereinzelt fallen Regentropfen, sogar einige Schneeflocken sind zu sehen. Angst: Nun kommt der Winter zurück, und das Eis ist noch da. Alles ist noch da, mehrere Zentimeter dick. Es wird darauf schneien, alles tückisch zudecken. Die Aussicht, auf einer einsamen Forststraße mit gebrochenem Knöchel einer Januarnacht entgegenzuhalten ... Vielleicht traue ich mich nicht einmal mehr in den Ort hinunter. Macht mir *leden* einen Strich durch meine Pläne? Soll ich heimfahren?

Ich sitze am Fenster und beobachte den Eisfall, der den Rauputz der Veranda heruntergewachsen ist. Er sieht völlig unverändert aus, bereits den dritten Tag. Morgen rufe ich an, dass wir nach Hause kommen. Nachmittags ist der Eisfall fort. Keine Pfütze auf der Veranda, kein nasser Fleck an der Mauer. War da wirklich Eis? Vielleicht gibt es doch Hoffnung.

Die nächtlichen Wolken tun ihre Pflicht, es bleibt über Null. Der 10. wird noch etwas wärmer als der Vortag. Was der Sonne nicht gelungen ist, schafft das Wasser: Leichter Regen schwemmt Schmelze die Hänge hinunter, in den glatt geschliffenen Eisrinnen schießt das Wasser zu Tal. Rinnsale, selbst kaum über dem Schmelzpunkt, tauen sich Wege durch die verstopften Kanäle.

Und ich muss abermals umlernen: Fürchte dich nicht vor den steilen Pfaden, auf ihnen rinnt das Wasser ab, legt die Streu frei, macht das Eis sulzig und griffig. Fürchte die Ebene! Ein See in einem Becken aus Eis, darin treibend Eisplatten, der eingeschlossene Sand lässt sie halb gekippt in der Tiefe schleifen. Alle Gruben füllen sich, alle Unebenheiten werden plan. Der Kurpark wäre jetzt ideal für Eisbären, eine flache Eiswüste, zwar überspült, aber die einzigen wirklichen Löcher sind im Eis des Flusses, zur Freude der Enten, die einander bei der Suche nach offenem Wasser in den letzten Wochen schon auf die Füße getreten waren.

Vielleicht kommt ja all das Wasser nur aus dem Schnee, der in dünner Kruste oder in hart gefrorenen Haufen schon wochenlang daliegt, vergessen über den Sensationen der letzten Tage? Meine Skepsis ist nicht geringer geworden. Ich besorge mir einen Fahrplan.

Der 11. Es hat sich nicht viel verändert. Das Wasser wird immer mehr, das Eis nicht weniger. Ich versuche, die Platten auf unserem Gartenweg zu lösen, sie sehen aus, als bräuchten sie nur mehr einen geringen Anstoß. Nein. Vielleicht hätte ich mit einer Spitzhacke Erfolg, die Schaufel beseitigt nur Krümel. Ich schaue in der Garage nach meinem Koffer, dann steige ich mit dem Hund in den Ort hinunter, vorsichtig; ich will nicht wieder den Fehlinformationen meiner Augen, diesen Gewohnheitstieren, zum Opfer fallen.

Rückweg nach drei Stunden. Auf einmal ist klar, dass das Eis verloren hat. Und ich habe den Wendepunkt versäumt! An den steilsten Stellen trocknet der Gehsteig schon ab. Daneben ein schauriges Gematsche von zermahlenem Splitt und zermalmtem Eis, die Fahrspuren bereits frei. Kinder kratzen vor den Häusern Eis weg – heute früh haben ihre Eltern noch alle Kraft dafür gebraucht.

Am Abend friert es wieder. Der Winter rettet, was zu retten ist. Das ist gar nicht so wenig. Immer noch kann man nur auf ordentlichen Gehsteigen weiterkommen. Kein Park, kein Wald, keine Abschneider. Ich stelle mir die Landkarte vor. Wie lächerlich klein ist doch L., punktförmig liegt es in dem weiten, weißen, kaum besiedelten Gebiet. Und ich habe einen Augenblick geglaubt, es sei schon alles vorbei!

Spazieren gehen in den beiden Straßen eines kleinen Kurorts – nein, dazu bin ich nicht hierher gekommen. Schlammfontänen von Lastwagen, die einem den Atem nehmen. Schuhe ausziehen und Pfoten waschen, so oft man ein Haus betritt; immer dieselben drei Lokale und zwei Supermärkte. Ich fahre doch. Morgen, am 12., fahre ich heim.

Also heute, am 12. Nur – es könnte März sein, *březen*, der Monat des Brütens, des ersten Hauchs von Grün. Die Forsythie hat deutlich prallere Knospen als vor einer Woche. Alles ist nass, weich, in Bewegung. Morgens sind wir zum ersten Mal wieder in „unserem“ Wald. Auf den Steigen beeilt sich zwar noch das Schmelzwasser in verdächtig blanken Rinnen zu Tal, aber das Laub raschelt wieder wie gewohnt, die letzten Eisplatten haben sich auf ferne Lichtungen zurückgezogen. Der Hund kann sein Glück kaum fassen.

Ich ziehe hübsche Schuhe an und gehe zum Friseur. Flanieren ohne Mütze, ohne Handschuhe – nein, nicht im Park, dort hat der warme Wind noch eine Menge zu tun; aber die Hoffnung wird immer stärker, wird zur Gewissheit: Ich bleibe. Sicher, der Winter hat erst angefangen, es wird noch schrecklich kalt sein, stürmen und schneien. Aber so ist eben der Winter, das habe ich ja erwartet. Und vielleicht kommt er auch nicht. Heute kann ich ihn mir nicht vorstellen. Gleich schaue ich nach, um wie viel der Tag schon länger ist.

Nachmittags ziehen dicke Regenwolken auf. Die werden *led* erst zusetzen! Der Koffer bleibt in der Garage, der Fahrplan ungelesen. Ich werde den ganzen Winter in L. verbringen. Eis wird mich dabei nicht stören.

Traude Veran, geb. 1934 in Wien, als Sozialarbeiterin und Psychologin in Deutschland und Österreich tätig, seit der Pensionierung Schriftstellerin, hat neben einer Reihe von Sachbüchern etwa 30 literarische Bände geschrieben bzw. übersetzt. Sie lebt wieder in Wien. www.letternfilter.at

Kultur passiert hier! 

Schauspiel
Lesungen
Gitarrenkonzerte
Klezmer
Experimentelle Musik
Chansons & Texte
Performance
TanzTheater
Freie Szene Saar

theater im Viertel
Saarbrücken Landwehrplatz 2

Programminfo: www.dastiv.de



Isabell Gawron: ohne Titel



Isabell Gawron: unbeantwortete Fragen

Vom großen Mond

Nico Feiden

The Devil's Walk

Ich sah den Teufel im Gewand der Mitternacht,
sah Frauen von ihrem Spiegelbild besessen,
weißes Pulver auf dem Armaturenbrett der Zeit.
Tosende Wirklichkeit
& ein Blick in die Wälder reicht aus,
um all den Illusionen zu entkommen,
die uns an Orte binden,
wo kein Leben herrscht.

Mit dem Gesang der Sirenen durch die Straßen,
Sugar Man – bezahlen & warten,
während sich die Fenster mit Sorgen füllen.
Himmel & Hölle,
dazwischen wir, gefangen im Moloch
der Menschheit,
tröstliche Vergänglichkeit in den Stunden,
in denen wir uns entfremden.
Wir sind alle auf der Flucht
vor uns selbst,
Sein oder Nicht(s)sein,
in einer verlorenen Welt.

Om mani padme hum

(Juwel der Lotosblüte)

Im Zyklus von Licht & Schatten
werden Farben in Trauer geboren.
Es bleibt die Frage nach dem Glück
& dem Regenbogen auf dem Chimborazo,
denn wer weiß schon, wie einsam Freiheit ist.
Zu jedem Wunder gehört ein Mensch
& zu jedem Glück gehören zwei,
gemeißelt aus dem Strahl der Morgenröte,
im Meeresdunst der letzten Tage.

Die Gegenwart ist ein Rucksack,
Länder die an Länder grenzen,
Küsten brechen im Sand den Frieden,
blaues Wehen über Gebirgsketten,
Nächte, sternenklar.
Ein Zelt hat auch vier Wände
& als des Tages letzter Strahl
in strömender Helle
Haut & Blut durchdrang,
war die Welt nicht mehr
als ein Augenblick im Leben.

Nico Feiden, geboren 1993 in Zell (Mosel). Nach einigem Herumreisen lebt & arbeitet er heute als freier Schriftsteller in Hannover. Diverse Veröffentlichungen in Anthologien, Rundfunkbeiträge & TV-Bericht bei 3Sat. Im Februar erscheint sein Lyrikband „Blaue Wildnis – Gedichte der Nacht“ (Elifverlag).

Die Klassikerin

Selma Meerbaum-Eisinger (1924 – 1942)

Das Glück

Schlafen möcht' ich.

Der Wind wiegt mich ein.

Und die Sehnsucht singt mich zur Ruh'.

Weinen möcht' ich.

Schon die Blumen allein

Flüstern Tränen mir zu.

Sieh die Blätter:

Sie blinken im Wind

Und gaukeln Träume mir vor.

Ja und später –

Lacht wo ein Kind.

Und irgendwo hofft ein Tor.

Sehnsucht hab' ich

Wohl nach dem Glück?

Nach dem Glück.

Fragen möcht' ich:

Kommt es zurück?

Nie zurück.



Selma Merbaum – so der Name im jüdischen Geburtsregister und in allen Schulunterlagen und Zeugnissen (* 5. Februar 1924 in Czernowitz, Bukowina; † 16. Dezember 1942 im Zwangsarbeitslager Michailowka in der Ukraine) – war eine deutschsprachige Dichterin, die als verfolgte Jüdin achtzehnjährig an Fleckfieber starb. Ihr Werk wird mittlerweile zur Weltliteratur gezählt. (Quelle: Wikipedia)

Leser(innen)briefe

Hallo, liebes **eXperimenta**-Team,

vielen Dank für die spannende Dezemberausgabe WortWelle mit dem inspirierenden Cover und Gedicht.

Monika Zachhuber, Wien

Liebe Gabi Kremeskötter!

Danke für diese **eXperimenta** und die Aufnahme meiner Beiträge sowie der Nachricht über mich darin. Die **eXperimenta** ist eine Literaturzeitschrift, eine Publikation mit Haltung und Profil, mit Prägung und Geprägtsein bei aller Offenheit. Danke vor allem für Ihr wunderbares Editorial-Geleitwort. Es trifft und beschreibt genau das, was ich mit meinen – neuen – Texten umzusetzen versuche: alles Überflüssige wegzulassen, prägnant zu sein, die Worte für sich sprechen und in ihrer Gültigkeit gelten zu lassen, aber bei diesem Befreiungsprozess von möglichem Sprachwulst doch immer wieder einzukehren in dieses Haus meiner Sprache, wo die Bruchstücke meiner Existenz, meiner Vergangenheit und Gegenwart liegen; und die auch von vielen, vielen anderen Menschen.

Peter Paul Wiplinger, Wien

Impressum

eXperimenta Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst.

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – Institut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V., Dr.-Sieglitz-Straße 49, 55541 Bingen.

Chefredaktion: Gabi Kremeskötter.

Redaktion: Philip J. Dingeldey (Social-Media), Bastian Exner, Rüdiger Heins, Sabine Reitze, Kajo Schleidweiler (Endkorrektur).

Korrespondenten: Prof. Dr. Mario Andreotti (CH), Jürgen Janson, Marlene Schulz, Xu Pei.

Layout und Gestaltung: Hans-Jürgen Buch.

Webmaster: Christoph Spanier.

Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins.

Redaktionsanschrift: Rheinland-Pfalz eXperimenta, Dr.-Sieglitz-Str. 49, 55411 Bingen.

Auflage: 20.000

Einsendungen erwünscht! Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an: redaktion@eXperimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung. Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS Institut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de:0131-eXperimenta-2016-016

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Fotografien und Illustrationen: Isabell Gawron, Random House/ Isabelle Grupert, Jürgen Janson, Hannelore Mandik, Bettina Müller, Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, Burkhard Riegels, The State Museum Auschwitz-Birkenau in Oświęcim, Peter Paul Wiplinger

Titelbild: Isabell Gawron

Die **Printausgabe** kann bei Print-Service-Listl bestellt werden: print-listl@gmx.de

Unkostenbeitrag Euro 13,- zzgl. Versandkosten. Die Redaktion ist nicht am Umsatz beteiligt.

Bei der Bestellung in der Mail bitte die Postanschrift mitteilen.

eXperimenta

ANKÜNDIGUNG

Die nächste eXperimenta erscheint Anfang **Februar** zum Thema **Arbeitswelt** unter anderem mit diesen Beiträgen:

- Wandern ist für mich Schreiben *Jörg Pönninghaus im Interview*
- Nach dem Programm ist vor dem Programm *Hubert Klöpfer, Verlag Klöpfer & Meyer*
- Das Problem der Jungtalente und Senkrechtstarter am Literaturhimmel *Mario Andreotti*
- Safak Saricicek *Trilogie Teil Eins*
- Sie haben eine Erinnerung *Benjamin Baumann*
- Zwischen Arbeitswelt und System *Isabel Kritzer*
- Deirdre Mulligan *Jens-Philipp Gründler*
- Kalender Buchwissenschaft *Interview mit Dr. Ernst, Mainz*
- Das Leben: Eine Handvoll Ton? *Martina Müller*

Aufruf: Diese Ausgabe wollen wir möglichst komplett mit **Leser(innen)-Fotos und Gemälden** illustrieren. Geeignete Fotografien sollten mindestens 2 MB groß sein und qualitativ hochwertig. Gestalten Sie unsere Leser(innen)-Ausgabe mit!

Redaktionschluss für die Einsendung ist der 10. Januar 2016.

Themenvorschau 2016:

- **März:** AusGeschlachtet
- **April:** AnaLogie
- **Mai:** DigiTal

Autoren und Autorinnen können gerne Beiträge für die kommenden Ausgaben einsenden. Ihre Texte sind uns willkommen! Eingesendet werden können auch Texte, die unabhängig vom jeweiligen Schwerpunktthema sind.

Wir veröffentlichen

- Moderne Lyrik, Haiku, Senryu, aber auch klassische Dichtkünste.
- Prosatexte als Shortstories, Minidramen usw., pro Autor maximal 5 Seiten.

Außerdem suchen wir:

- Fachartikel zum kreativen und literarischen Schreiben.
- Essays, die sich mit einem Thema in ungewöhnlicher Weise auseinandersetzen.
- Beiträge und Reportagen über den Schreiballtag eines Autors oder einer Autorin.
- Erfahrungsberichte bei der Verlagssuche.
- Beiträge rund um das Thema Musik.

Die eXperimenta-Redaktion sucht auch immer wieder Bildende Künstler(innen) und Fotograf(innen). Beiträge senden an: redaktion@experimenta.de

Wir freuen uns auf Ihre Einsendungen!
Gabi Kremeskötter (Chefredakteurin)

eXperimenta

eXperimenta

eXperimenta

eXperimenta

walden

Steve Hoegener

sehe im nebel

der mitte des lebens (?)

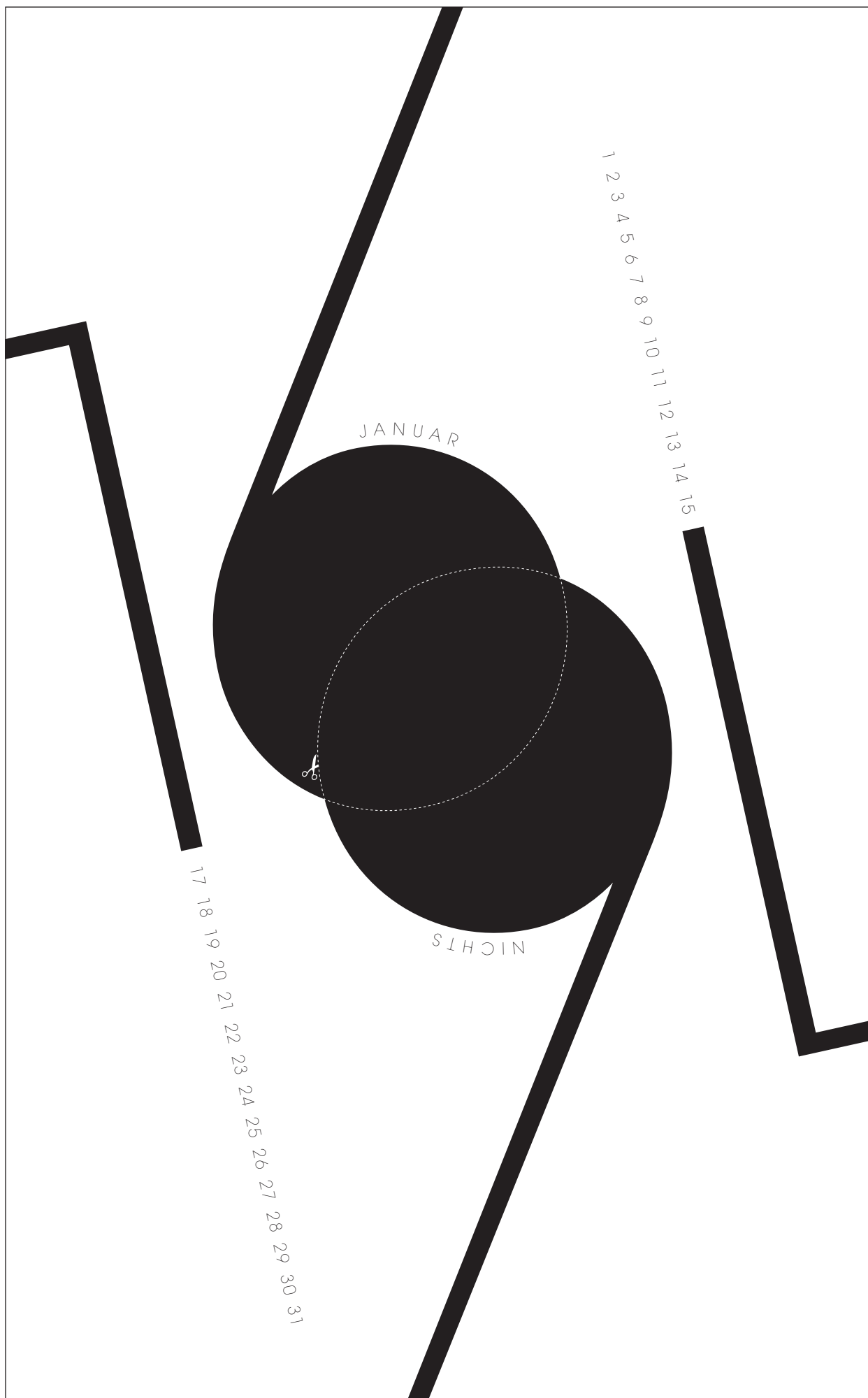
den baum

nicht vor so viel wald

Kalender-Deckblatt Buchwissenschaft 1617 Deckblatt

Linkshänd sind gute Menschen 2016plusplus

Ein typografischer Kalender vom Mainzer Institut für Buchwissenschaft



Nichts-Tag. Hamelore Mandik, Kalenderblatt Buchwissenschaft Januar 2016

INKAS Institut für KreAtives Schreiben



Freies Studium Kreatives Schreiben in Bingen am Rhein

Sommersemester 2016

Das Sommersemester 2016
beginnt am 31. April.

Bewerbungen zum Sommersemester 2016 sind
ab Januar 2016 möglich.

Weitere Informationen:

www.inkas-institut.de und www.autorenwelt.de



Die Kurzgeschichte – Erzählen und Schreiben

Ein Seminar mit Rüdiger Heins

Die Seminarteilnehmer/Innen erschaffen mit einem selbstgewählten Thema einen Text, der sich im Laufe des Seminars zu einer perfekten Kurzgeschichte entwickelt.

Mit den Grundlagen des kreativen und literarischen Schreibens werden die Seminarteilnehmer(innen) in die Szenerie einer eigenen Kurzgeschichte fachlich fundiert begleitet. Dabei beschäftigen sich die einzelnen Übungen besonders mit der Figurenbildung, dem Handlungsort und den Erzähl-perspektiven, die aus einer guten Idee erst einen gelungenen Text entstehen lassen. Seminarteilnehmer(innen) entdecken auf diese Weise für sich einen persönlichen Umgang mit Sprache und Stil.

Die Themen für eine Kurzgeschichte können sehr vielfältig sein: Kindheitserinnerungen, Partnerschaften, familiäre Situation, Verlust eines geliebten Menschen, Liebesgeschichten, schicksalhafte Ereignisse, Glücksmomente und Alltagsgeschichten. Oder vielleicht eine Kurzgeschichte, die in der Abtei Himmerod spielt?

Seminartermin: 11. bis 15. April 2016

Seminargebühr: 300,- €

Seminarort: Abtei Himmerod

Dozent: Rüdiger Heins (Dipl. Soz. Päd.) ist Autor und Dozent am INKAS INstitut für KreAtives Schreiben in Bad Kreuznach.

Weitere Informationen über den Autor erhalten Sie auf den Websites:

www.ruedigerheins.de

www.inkas-institut.de



Vision der Liebe – die Spiritualität der Heiligen Hildegard im Alltag

Ein Seminar im Kloster Springiersbach

02. bis 04. September 2016

Die Heilige aus dem Mittelalter lässt uns auch im 21. Jahrhundert an ihren Visionen teilhaben. Die Essenz von Hildegards Visionen ist die Liebe zu Gott, den Menschen und der Schöpfung des Universums. Vielleicht ist die Liebe das Einzige, was auf dieser Erde globalisierungsfähig ist. Die Heilige spricht in ihren Visionen auch von Umweltverschmutzung, dem Miteinander der Religionen, über Heilkunst und vieles mehr. Im Seminar werden die Teilnehmer mehr über das Leben und das Wirken der Heiligen vom Rupertsberg erfahren. Meditationen werden dazu beitragen, Hildegards Visionen in die heutige Zeit zu übertragen, um im Alltag aus ihrer Kraftquelle zu schöpfen.

Seminarort: Kloster Springiersbach

Seminartermin: 02. bis 04. September 2016

Freitag von 16:00 – 20:00 Uhr. Samstag von 10:00 – 16:00 Uhr. Sonntag von 10:00 – 13:00 Uhr.

Seminargebühr: 150,- €

Einzelzimmer und Vollpension: 63,- € pro Nacht

Seminarleiter: Rüdiger Heins, Autor www.ruedigerheins.de

Anmeldung: info@inkas-id.de oder Telefon: 06721-921 060

Website mit weitere Informationen: www.inkas-institut.de



Schreiben und Meditieren im Kloster Springiersbach

10. bis 12. Juni 2016

„Die stete Auseinandersetzung mit Prosa und Lyrik, zeitgenössischer wie archäologischer, hat mich in meinem Schreiben zu mehr Tiefe geführt, zu mehr Gefühl, zu mehr, das anrührt.“

Marlene Schulz, Hofheim

Das Erzählen gehört zu den Grundbedürfnissen des menschlichen Lebens. Mündliches Erzählen ist eine Form, die zum literarischen Schreiben führen kann. Schreiben verändert das Leben und Schreiben hilft dabei, sich etwas „von der Seele zu schreiben!“

Im Seminar arbeiten wir konkret an Texten, die aus Ihrer Lebenserfahrung kommen. Der Schatz Ihrer Texte liegt in Ihnen verborgen. In entspannter Atmosphäre wird den Seminarteilnehmern der Umgang mit Sprache und Stil vermittelt. Mit Übungsbeispielen aus dem Kreativen Schreiben werden die Ängste am eigenen Schreiben überwunden.

Ein weiterer Bestandteil des Seminars sind Stilleübungen und Meditationstechniken, die den kreativen Schreibprozess fördern sollen.



Zielgruppe: Menschen, die Geschichten aus ihrem Leben aufschreiben möchten, für sich oder für andere. Neugierige, die gern schreiben und Geschichten erfinden oder die Freude daran entdecken möchten. Frauen und Männer, die gerne erzählen und zuhören.

Seminarort: Kloster Springiersbach

Seminartermin: 10. bis 12. Juni 2016

Freitag von 16:00 – 20:00 Uhr. Samstag von 10:00 – 16:00 Uhr. Sonntag von 10:00 – 13:00 Uhr.

Seminargebühr: 190,- €

Einzelzimmer und Vollpension: 63,- € pro Nacht

Seminarleiter: Rüdiger Heins, Autor, www.ruedigerheins.de

Anmeldung: info@inkas-id.de oder Telefon: 06721-921 060

Website mit weiteren Informationen: www.inkas-institut.de



Die Kunst des Erzählens

„Was ich schon immer einmal schreiben wollte“

Wochenendseminar im Kloster Springiersbach, 23. bis 25. September 2016

„Du schreibst und findest dich gut, weil manche sagen: „Du bist gut.“ Doch dann triffst du auf andere und die schreiben wirklich gut. Du erkennst, du stehst erst am Anfang. Mit INKAS findest du deinen Weg.“ **Helmut Gotschy, Wien**

In dem Seminar „Was ich schon immer einmal schreiben wollte“ beschäftigen sich die Seminarteilnehmer mit den Möglichkeiten, das eigene Schreiben zu entdecken. Die Schreibübungen sind so angelegt, dass der Erinnerungsschatz der eigenen Lebensgeschichte eingebracht werden kann, um Gedichte oder Geschichten schreiben zu können. Mit Übungen des „Kreativen Schreibens“ werden die Seminarteilnehmer in Kurzgeschichten und Gedichte eingeführt. Die Textarbeit wird von Ruhe- und Entspannungsübungen begleitet, um den Schreibprozess zu aktivieren und die Kreativität zu fördern. Für dieses Seminar ist keine Vorkenntnis nötig. Die Inhalte sind für Anfänger und Fortgeschrittene geeignet.

„Jeder Mensch trägt eine Geschichte in sich, die nur abgerufen werden muss.“

Rüdiger Heins www.ruedigerheins.de leitet das Seminar. Er ist Autor und Studienleiter am INKAS INstitut für KreAtives Schreiben.

Seminarort: Kloster Springiersbach

Seminartermin: 23. bis 25. September 2016

Freitag von 16:00 – 20:00 Uhr. Samstag von 10:00 – 16:00 Uhr. Sonntag von 10:00 – 13:00 Uhr.

Seminargebühr: 190,- €

Einzelzimmer und Vollpension: 63,- € pro Nacht

Seminarleiter: Rüdiger Heins, Autor, www.ruedigerheins.de

Anmeldung: info@inkas-id.de oder Telefon: 06721-921 060

Website mit weiteren Informationen: www.inkas-institut.de

Barbara Wollsteins Filmkolumne

4 Könige: **** sehr gut. Läuft seit dem 03. Dezember 2015

Der Film ist seit 3. Dezember in den Kinos, rechtzeitig zu den Feiertagen, die im Film den zeitlichen Rahmen für die Handlung abgeben.

Es hat sich ja herumgesprochen, dass Weihnachten nicht in jeder Familie das Fest der Liebe und Harmonie ist. Wenn man nicht selbst betroffen ist, möchte man lieber nicht so genau wissen, was sich da abspielt.

Die Autorin Esther Bernstorff, deren Drehbuch für den Deutschen Drehbuchpreis 2014 nominiert war, kam auf die Idee dazu, als sie vom Chef einer Jugendpsychiatrie hörte, dass viele Familien ihre „schwierigen“ Sprösslinge über die Feiertage in der Psychiatrie „abgeben“. Daraus entwickelte sie die Geschichte von vier Jugendlichen und ihrem Arzt, die unter solchen Umständen miteinander klar kommen müssen. In enger Zusammenarbeit mit der Regisseurin Theresa von Eltz wurde das Buch fertiggestellt. Die Figuren und Dialoge sind äußerst präzise gezeichnet, und die filmische Umsetzung kann man nur als gelungen bezeichnen. Dazu tragen nicht nur die Schauspieler auf der Höhe ihres Könnens bei, sondern auch der Umstand, dass dank eines kleinen Budgets auf Ausstattungs-Firlefanz verzichtet wurde. Da gibt es nur die zu den Feiertagen fast leere psychiatrische Anstalt, die Isolation und wissenschaftliche Nüchternheit, aber auch einen Schutzraum darstellt, und den angrenzenden Wald, die Verheißung von märchenhafter Tiefe, Freiheit, Geheimnis und Winter-Weihnacht.

Die vier eingelieferten Jugendlichen haben das Pech, zu sensibel für die banal unguten Verhältnisse zu sein, in denen sie leben müssen.

Alex (Paula Beer) steht unter der Fuchtel einer launischen, übergriffigen Mutter, die es nicht zulässt, dass die Tochter ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse wahrnimmt, geschweige denn umsetzt. Alex ist unendlich verständnisvoll anderen gegenüber, weiß aber nicht, wer und wie sie selbst ist. So leidet sie und weiß nicht woran.

Lara (Jella Haase, die „Chantal“ aus „Fack Ju Göthe“) fühlt sich von den Eltern unverstanden und eingeengt. Sie hat ein äußerst sprunghaftes Temperament. Fröhlichkeit und Herzlichkeit wechseln mit Arroganz und Kälte. Sie ist versessen auf Drogen und Konsum, die ihre tiefe Traurigkeit doch nicht heilen können.

Fedja (Moritz Leu) ist gefangen in seiner Angst, hervorgerufen durch brutales Mobbing in der Schule. Als gebürtiger Georgier fühlt er sich fremd zwischen zwei Kulturen, auch sich selbst entfremdet. Was ihn ausmacht, Intelligenz, Humor, Musikalität, darauf hat er keinen Zugriff mehr. Er verschließt sich total. Am liebsten wäre er unsichtbar.

Timo (Jannis Niewöhner) tritt als durchtrainierter Krieger auf, ständig bereit, loszuschlagen, wenn er sich respektlos behandelt fühlt. Er kommt als einziger aus einer geschlossenen Anstalt. Autoritäten bekämpft er, und von Frauen lässt er sich schon gar nichts sagen. Er ist mit Entwertung und Gewalt aufgewachsen, jetzt ist er derjenige, der ohne Warnung zuerst zuschlägt.

Mit diesen gegensätzlichen „Elementen“ hat es der unkonventionelle Psychiater Dr. Wolf (Clemens Schick) zu tun. Skepsis schlägt ihm von seinen renitenten Patienten entgegen, ebenso wie von seinem konservativen Chef und dem misstrauischen Pflegepersonal. Indem der Arzt auf gleicher Augenhöhe mit den Jugendlichen umgeht, sie ohne Anbiederung in ihrer Individualität sieht und ernst nimmt, verweist er sie auf ihre Eigenverantwortung.

Dadurch werden spannende Gruppenprozesse in Gang gesetzt, komische und dramatische, mit Rückschlägen und unvorhergesehenen Wendungen. Am Ende ist keiner „geheilt“, aber alle sind um wichtige Erfahrungen und ein unvergessliches Weihnachten reicher.

Unsere kleine Schwester: **** sehr gut. Läuft seit dem 17. Dezember 2015

Japanische Lebensart

Hirokazu Kore-Edas Film Unsere kleine Schwester, der auf die Graphic Novel Umimachi Diary von Akimi Yoshida zurück geht, entfaltet einen ganz eigenen Zauber. In ruhigen, anmutigen Bildern, unterlegt mit schwungvoller Musik, wird das Panorama der Küstenstadt Kamakura, nahe Tokio, im Wechsel der Jahreszeiten entfaltet. Hier leben drei Schwestern, moderne, berufstätige junge Frauen, in ihrem weitläufigen, alten Haus. Ihr Vater hat vor 15 Jahren die Familie verlassen, ein Skandal und Affront, der die Mutter veranlasste, ebenfalls weg zu gehen. Das erfahren wir nur in Andeutungen. Die Älteste, Sachi (Haruka Ayase), sorgte seitdem für die beiden Jüngeren. Nun kommt die Nachricht, dass der Vater verstorben ist, und die Drei fahren zum Begräbnis in eine gebirgige Gegend. Am Bahnhof abgeholt werden sie von ihrer ihnen bis dahin nicht näher bekannten vierzehnjährigen Halbschwester Suzu (Suzu Hirose). Wie sich bald herausstellt, lebt diese nur geduldet bei ihrer Stiefmutter, der dritten Frau und nun Witwe des gemeinsamen Vaters. Sachi schlägt vor, dass Suzu zu ihnen ziehen soll, und so geschieht es. Das alles vollzieht sich mit wenigen Worten, in zeremonieller Höflichkeit, durch die doch die tiefen Gefühle der Beteiligten durchschimmern. Nichts Aufregendes passiert. Zwar muss sich Suzu in die neue Schule eingewöhnen, es gibt berufliche Veränderungen, die Krankheit einer befreundeten Gastwirtin, Totenfeiern, das Wiederauftauchen der Mutter und Abschiede, doch Konflikte werden nicht lautstark oder gewaltsam ausgefochten. Niemand kämpft gegen den Lauf der Dinge. Menschen und Schicksale kommen und gehen. Sachi, gegenüber der kleinen Schwester in der Mutterrolle, entwickelt Verständnis für die Entscheidungen ihrer eigenen Eltern, die sie früher nur als egoistisch und unmoralisch wahrgenommen hat.

Eine verbindende Rolle spielen immer wieder das Essen und die Zeremonien für die Ahnen. Die Verstorbenen sind Teil des Lebens und ihre Lieblingsgerichte eine Brücke zu den Nachkommen. Die Schwestern sind fröhlich und selbstbewusst, aber weit entfernt vom westlichen Kult des Individualismus. Letztlich bestimmen Zugewandtheit und Rücksichtnahme ihr Verhalten. Es ist wohlthuend, für zwei Stunden in diese sanfte, aber nicht seichte, spirituell geprägte Welt einzutauchen und sich von der Pracht der Kirschblüte überwältigen zu lassen.

Barbara Wollstein stellt ihre Filmrezensionen der eXperimenta gern zur Verfügung, denn Filme gehören auch in den Bereich der Literatur – wie Theaterstücke oder Hörspiele. Schließlich ist das Herz jedes Films das Drehbuch, egal ob es zu Beginn der Aufnahmen fertig vorliegt oder erst währenddessen entsteht. Durch ein Drehbuchseminar ist sie zur Filmkritik gekommen und schreibt seit 2003 für das connection Magazin, jetzt im blog: www.connection.de.

In den späten Sechzigern hat sie in München Germanistik, Geschichte und Sozialkunde fürs Lehramt studiert und dann viele Jahre im 2. Bildungsweg, am Münchenkolleg, unterrichtet. Vom Kino war sie schon seit ihrer Kindheit fasziniert, ebenso von Büchern und dem Schreiben. Seit ihrem Vorruhestand sind viele Texte, meist Kurzgeschichten, entstanden, von denen nur wenige veröffentlicht sind (im Bayrischen Rundfunk, einem Wettbewerb und einer Anthologie). Sie besucht und leitet Autoren-Zirkel und ist Text-Coach.

Für ihre Rezensionen sucht sie sich Filme aus, die sie künstlerisch überzeugen und deren Inhalte sie des Nachdenkens wert findet. Das sind oft solche, die in der Fülle der wöchentlichen Neuerscheinungen eher untergehen und die außerhalb großer Städte nicht im Kino laufen.

Von Maria zu Salome

Die Sammlung Fotografie im Kontext

Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, Steintorplatz, 20099 Hamburg

Vom 01. Dezember 2015 bis 28. März 2016

Madonna, Mutter, Fee, Lichtgestalt mit Heiligenschein oder Königstochter mit edelsteinbesetztem Diadem – dies sind einige der Rollen, die die Fotografen der Jahrhundertwende den Frauen ihrer Zeit zuschreiben. Unter dem Begriff des Porträts versammelt die internationale Bewegung der Kunstfotografie ganz andere Bilder als die Studiofotografen für ihre zahlenden Atelierkunden. Die Kunstfotografen wollen weder den sozialen Status ins Bild setzen, noch die zeitgenössischen Frauen in der sich verändernden Welt der Industrialisierung zeigen. Sie entwerfen in ihren Werken überhöhte sphärische Gestalten und inszenieren sie als Figuren aus einer entrückten Welt. Parallel zur Ausstellung *Jugendstil. Die große Utopie* zeigt die Schau rund 30 Aufnahmen renommierter deutscher und internationaler Fotografen um 1900: James Craig Annan, Emma Boaz Barton und Julia Margaret Cameron (Großbritannien), Adolphe de Meyer, Robert Demachy, Pierre Dubreuil (Frankreich), Minya Diez-Dührkoop, Rudolph Dührkoop und Hugo Erfurth (Deutschland), Atelier d'Ora (Österreich) und Annie W. Brigman, Felix Benedict Herzog, Gertrude Käsebier, Clarence Hudson White (Amerika).

Während die Frauenbewegung für Wahlrecht, Recht auf Bildung und Beruf eintritt, zeigen amerikanische Kunstfotografen wie Gertrude Käsebier und Clarence Hudson White die Frau als Verkörperung der Reinheit im weißen Kleid und in der Rolle der selbstlosen Mutter. Der Franzose Pierre Dubreuil stellt sie als Marienfigur und Heilige dar. Andere französische sowie deutsche und österreichische Piktoralisten wie Adolphe de Meyer, Minya Diez-Dührkoop und das Atelier d'Ora inszenieren ihre Modelle als orientalisch inspirierte Salome.

In einer Zeit, in der die Psychologie das Irrationale und Instinktive des Menschen entdeckt, setzt auch die Fotografie darauf, die Psyche zu erkunden. Porträtaufnahmen werden zu Seelenlandschaften. Annie Brigman, eine amerikanische Fotografin aus dem Kreis der New Yorker Photo-Secession, arbeitet an einer Serie von Aktfotografien in der Landschaft. Ihren eigenen Körper und den ihrer Modelle zeigt sie in dramatischer Vereinigung von Mensch und Natur. In Bezugnahme auf die klassische Mythologie entwirft sie Baumnympfen und heidnische Gottheiten, deren Körper mit der Natur verschmelzen. Die Landschaft Nordkaliforniens verwandelt Brigman in eine überzeitliche, mythische



James Craig Annan (1864-1946)
The Church and the World, ca. 1900
Heliogravüre / photogravure
© Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg



Julia Margaret Cameron (1815-1879)
Miss Ellen Terry, 1864
Pigmentdruck / carbon print
© Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg



Robert Demachy (1895-1936)
Junge Frau zwischen Blumen / Young Women between Flowers, 1899
Pigmentdruck / carbon print
© Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg



Minya Diez-Dührkoop (1873-1929)
Frau Richard Dehmel, 1908-1910
Platindruck / platinum print
© Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg



Gertrude Käsebier (1852-1934)
Blessed Art Thou Among Women, ca. 1899
Heliogravüre aus / photogravure from *Camera Work I*, 1903
© Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg



Clarence Hudson White (1871- 1925)
Illustration to Beneath the Winkle, 1904
Heliogravüre aus / photogravure from *Work IX*, 1905
© Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg

sche Urlandschaft. Mit dem Sujet des nackten Körpers knüpft sie an die Ideen der Freikörperkultur der Lebensreformbewegung an.

Zahlreiche der Fotografen sind Frauen, deren eigene Biografien nicht selten im Kontrast zu ihren idealisierten Bildmotiven stehen. Gertrude Käsebier etwa eröffnet 1897 ein eigenes Studio in der Fifth Avenue in Manhattan und zählt mit vielen Bildbeiträgen in der Zeitschrift zu den erfolgreichsten Kunstfotografen im Kreis um Alfred Stieglitz. Sie inszeniert zahlreiche Fotografien um das Thema Mutterschaft und bestätigt damit jene Rollenerwartungen, die die Gesellschaft der Frau traditionell entgegenbringt.

Donnerstag, 21. Januar 2016, 19 Uhr: Kuratorenführung mit Dr. des. Esther Ruelfs und Sven Schumacher, Sammlung Fotografie und neue Medien.

Kuratorin: Dr. des. Esther Ruelfs, Tel. 040-428 134 600, esther.ruelfs@mkg-hamburg.de

Pressekontakt: Michaela Hille, Tel. 040-428 134 800, Fax. 040-428 134 999,

E-Mail: presse@mkg-hamburg.de

Pressebilder: Download unter www.mkg-hamburg.de

Öffnungszeiten: Di – So: 10 – 18 Uhr, Do: 10 – 21 Uhr

Eintritt: 12,- € / 8,- €, Do ab 17 Uhr 8,- €, bis 17 J. frei

INKAS - Autor(inn)en-Treffen

Wir wollen die Tradition eines regelmäßigen Autor(inn)en-Treffens aus den Vorjahren wieder aufleben lassen und laden daher alle Interessierten ein:

Wo: **Bingen, Café „Alte Wache“, Fußgängerzone Bingen**

Wann: **13. Februar 2016 von 10 bis 17 Uhr**

Anmeldungen bitte an i.leisenheimer@gmx.de



Isabell Gawron: von Unverborgenem



Isabell Gawron: uuuups



Isabell Gawron: Rote Vögel im Sturm

Aufruf der eXperimenta-Mitarbeiter(innen)

Die **eXperimenta** ist auf dem eigenen Portal (kostenlos) abrufbar. Obgleich im Augenblick wie in all den Jahren zuvor sieben Redakteure(innen) und Korrespondenten(innen) jeden Monat völlig unentgeltlich an der redaktionellen Herstellung der **eXperimenta** arbeiten, entstehen Kosten, die wir selbst tragen. Zum Beispiel bei der Arbeit von Grafiker Hans-Jürgen Buch, der unserem Magazin sein künstlerisch beachtenswertes Aussehen gegeben hat, oder unserem Webmaster Christoph Spanier, der dafür sorgt, dass Sie die **eXperimenta** rechtzeitig abrufen können.

Deswegen bitten wir um Ihre Solidarität, die sich darin ausdrücken kann, dass Sie für den regelmäßigen Bezug unserer Online-Zeitschrift einmal jährlich 24,- € (oder gern auch mehr) auf das INKAS-Konto überweisen (siehe unten). Natürlich ist die **eXperimenta** weiterhin kostenlos zu lesen. Doch wir bauen auf viele solidarische Leser und freuen uns auf Ihre zahlreichen Solidaritätsspenden.

Ergänzend wollen wir den Anzeigenbereich ausbauen. Gerne nehmen wir Ihre Anzeige in unser Magazin auf. Auf Anfrage senden wir Ihnen eine Preisliste zu.

Kontonummer und Verwendungszweck:
ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.
Mainzer Volksbank
Konto: 295460018 • BLZ: 55190000
IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18
BIC: MVBMD55

Hier könnte Ihre Anzeige stehen!

Anzeige halbe Seite hoch, 265 x 75 mm: € 125,-
Jahres-Abo: € 1.250,-

Die eXperimenta ist eine Plattform für bekannte wie unbekannte Poeten, Romanschreiber, Fotografen, Maler, Musiker, Verlage, Buchvorstellungen und eignet sich auch hervorragend für Kulturevents aller Art.

Die eXperimenta hat ca. 20.000 Leser im Web, die regelmäßig die Beiträge lesen.

Sie ist ein kostenloses Web-Magazin und eignet sich für „kulturelle Werbung“ hervorragend.

Sie können sich die aktuelle **eXperimenta** unter www.experimenta.de anschauen.

Für alle Schriftsteller(innen) zur Information

Auf den folgenden Seiten finden Sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind. Sollten Sie an einem der Wettbewerbe teilnehmen, wünschen wir Ihnen viel Erfolg!

Für die Redaktion der **eXperimenta**

Sabine Reitze

Preis der Wuppertaler Literatur Biennale 2016

Das Kulturbüro der Stadt Wuppertal schreibt zum zweiten Mal den „Preis der Wuppertaler Literatur Biennale“ aus, der erneut von der KUNSTSTIFTUNG NRW gestiftet wird. Mit diesem Literaturpreis wird das Schaffen jüngerer Autorinnen und Autoren aus dem deutschsprachigen Raum ausgezeichnet. Er ist mit insgesamt 5.000,- € dotiert, davon 3.000,- € für den Hauptpreis und jeweils 1.000,- € für zwei Förderpreise.

Eingeladen sind Bewerberinnen und Bewerber (unabhängig von Wohnsitz oder Staatsangehörigkeit), die bereits nicht selbstfinanziert in Buchform oder Zeitschriften veröffentlicht haben und zum Zeitpunkt des Einsendeschlusses (31. Januar 2016) noch nicht das 35. Lebensjahr vollendet haben. Einzureichen ist ein noch unveröffentlichter deutschsprachiger Erzähltext zum Thema „Utopie Heimat“ von maximal 18.000 Zeichen (ca. zehn DIN-A4-Seiten, Normseiten) sowie ein Lebenslauf samt Veröffentlichungsliste.

Über die Vergabe der Preise entscheidet eine unabhängige Jury. Die Entscheidung wird Ende März 2016 bekanntgegeben.

Die Preisverleihung erfolgt im Rahmen der Wuppertaler Literatur Biennale Ende Mai 2016. Die Preisträgerin/der Preisträger haben dann die Gelegenheit, honorierte Lesungen in Wuppertaler Schulen durchzuführen. Zudem erfolgt die Veröffentlichung der prämierten Texte in der Literaturzeitschrift „Karussell“.

Erstmalig wurde der Literaturpreis im Rahmen der Wuppertaler Literatur Biennale 2014 vergeben. Den Hauptpreis erhielt Konrad H. Roenne (Deutschland), weitere Preisträger waren Anja Kampmann (Deutschland), Bastian Kresser (Österreich) und Daniel Zipfel (Deutschland).

Die Wuppertaler Literatur Biennale findet 2016 zum dritten Mal statt. Unter dem Motto „Utopie Heimat“ werden vom 25. Mai bis 5. Juni internationale wie regionale Autorinnen und Autoren lesen und diskutieren. Wie schon in den Vorjahren möchte Wuppertal mit dem Festival wieder ein breites Publikum erreichen und Begeisterung für die Literatur der Gegenwart in ihren vielfältigen Facetten wecken.

Veranstaltet wird die Biennale vom Kulturbüro der Stadt Wuppertal gemeinsam mit Literaturverbänden der Region, der Bergischen Universität Wuppertal und dem Katholischen Bildungswerk Wuppertal.

Ermöglicht wird der „Preis der Wuppertaler Literatur Biennale“ durch die Unterstützung und Zusammenarbeit mit der KUNSTSTIFTUNG NRW, die auch dem gesamten Festival als Hauptförderer zur Seite steht.

Kontaktmöglichkeit:

Bitte schicken Sie Ihren Erzähltext und Ihren Lebenslauf an literaturpreis@stadt.wuppertal.de

Dotierung:

Mit insgesamt 5.000,- € dotiert, davon 3.000,- € für den Hauptpreis und jeweils 1.000,- € für zwei Förderpreise.

Einsendeschluss ist der 31. Januar 2016.

Webseite:

<https://www.wuppertal.de/microsite/literaturpreis/2016/2016/ausschreibung.php>

Aphorismen-Wettbewerb 2016

Hattingen hat sich seit 2004 mit den bisher sechs Aphoristikertreffen, dem Deutschen Aphorismus-Archiv und zahlreichen Veranstaltungen überregional einen Namen als „Heimstadt des Aphorismus“ gemacht, seit 2008 auch mit den Aphorismus-Wettbewerben, die seitdem alle zwei Jahre im Vorfeld der Aphoristikertreffen ausgeschrieben werden; das nächste Aphoristikertreffen wird vom 4.-6. November 2016 in Hattingen durchgeführt.

Zur inhaltlichen Einstimmung stellen wir den Wettbewerb 2016 unter das Leitthema „Positionen des Aphorismus. Weisheit – Kritik – Impuls.“

„Weisheit“ ist das Kernwort zu diversen Aspekten, die seit den antiken *Spruchweisheiten* mit dem Begriff verbunden sind. Was verbirgt sich nicht alles in dieser *Position*: z.B. Lebensweisheit, Weltweisheit, Binsenweisheit, Sprichwörterweisheit. Ist „*Weisheit*“ heute einerseits ein Begriff für abgehoben akademisches Erörtern, andererseits für populärere Kurzformen eine scheinbar hochwertige, aber abgegriffenes Floskel, bei der es nur um Wiederholung des Alten geht?

„Kritik“: Muss man erläutern, dass *Sprachkritik*, *Gesellschaftskritik*, satirische Zeit- und Sozialkritik, Kultur- und Ideologiekritik eine *Grundposition des Aphorismus ausmachen*? Hat sich der Aphorismus heute in dieser Funktion endgültig erschöpft, wenn er angesichts der Missstände, die uns die Medien tagtäglich auf den Schirm holen, nur ein müdes Abnicken zur Folge hat? Hat er damit seine aufklärerische Funktion eingebüßt?

„Impuls“: Konkrete Anstöße aus der Gattung gewinnen die Medizin, die Psychologie und Psychotherapie sowie die philosophische Praxis; das reicht bis zur praxisorientierten Lebensgestaltung mit Devisen, Slogans, Losungen und Sprüchen. Der Weg zur Trivialaphoristik, die Regeln und Rezepte vermittelt, und zum Kalenderspruch ist dabei nicht weit. Können aus solch fragwürdigen Denkanstößen noch echte *Impulse* erwachsen?

Und eine letzte Frage schließlich jenseits der drei Begriffe: Ist der Aphorismus über diese drei Begriffe hinaus nichts anderes als „schöne“ Literatur, eine zeitlos wichtige Form innerhalb der „kleinen Prosa“?

Wir hoffen sehr, Sie mit solchen Fragen zum Mitmachen anregen zu können.

Senden Sie bitte maximal drei Aphorismen zum genannten Themenfeld per Mail an:

aphorismus@hattingen.de

Was ist ein Aphorismus? Was heißt Kürze? Wir wollen es für diese Zwecke pragmatisch lösen (wir denken an Aphorismen etwa Nietzsches oder Adornos): max. 500 Zeichen ohne Leerzeichen. Wir bitten um Beachtung, dass nach der Juryentscheidung (voraussichtlich bis Mitte April) nur die Gewinner(innen) und diejenigen, die Aufnahme in der Wettbewerbsanthologie finden, benachrichtigt werden.

Bitte mailen Sie uns auch Ihre Kontaktdaten zu, damit wir Sie, falls Sie gewonnen haben, persönlich informieren können. Die eingereichten Aphorismen werden nicht an Dritte weitergegeben: die Gewinner(innen) erklären sich bereit, ihre Aphorismen für die Anthologie sowie für unsere Öffentlichkeitsarbeit zur Verfügung zu stellen. Eine Publikation mit den Beiträgen der Gewinner/innen wird den Wettbewerb wie in den vergangenen Jahren abschließend dokumentieren. Sie wird wieder im Universitätsverlag Brockmeyer Bochum erscheinen. Die Präsentation der Anthologie mit Lesung der Preisträger(innen) wird voraussichtlich im Rahmen einer Sonntags-Matinee am 22. Mai 2016 erfolgen.

Kontaktmöglichkeit

c/o Stadtmuseum Hattingen

Marktplatz 1-3

45527 Hattingen

Tel. 02324-204 35 10 (Petra Kamburg) / 0172-248 32 16 (Dr. Jürgen Wilbert)

Dotierung:

1. Preis 300 Euro und der „Hattinger Igel“, eine Radierung des Künstlers H. J. Uthke;
2. Preis 200 Euro;
3. Preis 100 Euro.

Beim 4. bis 10. Preis handelt es sich um Sachpreise, vorzugsweise Buch-Gutscheine. In die Anthologie werden Aphorismen der ersten dreißig Autoren(innen) und weitere Einzeltexte aufgenommen.

Einsendeschluss ist der 15. Februar 2016.

Webseite: <http://www.dapha.de/aktivitaeten/wettbewerbe/>

Ausschreibung Retzhofer Dramapreis 2017

Der Retzhofer Dramapreis ist ein mit 4000 Euro dotierter Nachwuchspreis für szenisches Schreiben. Als „Geniewinkel des Theaters“ wurde der Preis im Feuilleton schon bezeichnet – in jedem Fall hat er sich als einer der renommiertesten Nachwuchspreise im deutschen Sprachraum etabliert. Was den Preis so besonders macht, ist die Verschränkung von Stückentwicklung und Wettbewerb. Ausgewählte BewerberInnen werden ein Jahr lang bei der Arbeit an ihren Wettbewerbsbeiträgen von ExpertInnen (Autor(innen), Dramaturg(innen), Regisseur(innen)e, Schauspieler(innen) u.a.) begleitet und unterstützt. Deshalb werden die GewinnerInnen in der Theaterwelt auch so erfolgreich wahrgenommen wie die Preisträger(innen) der letzten Jahre.

Bewerbung:

Man sendet postalisch und per Mail einen Lebenslauf, einen Stückentwurf und zwei ausgeschriebene Szenen dieses Stücks in vierfacher Ausfertigung an uniT, dazu eine Erklärung (in einfacher Ausfertigung), dass das Stück bisher noch nicht veröffentlicht ist, von keinem Verlag vertreten wird und von diese(r)m Autor(in) stammt. Die ausgeschriebenen Szenen sollten den Umfang von elf Seiten nicht überschreiten. Wenn das eingesandte Stück länger ist, bitten wir die Einsendenden, die von der Auswahljury zu lesenden Seiten zu markieren. Die Einsender(innen) erklären sich bereit, im Falle der Auswahl ihres Projekts an den Workshops zur Stückentwicklung von uniT teilzunehmen und ihr Stück fertigzustellen. Teilnahmeberechtigt sind Autor(innen), die nicht älter als 40 Jahre sind.

Die Teilnahme an den Workshops ist unentgeltlich, die Teilnehmenden haben jedoch die Fahrt- und Aufenthaltskosten selbst zu tragen. Dies gilt auch für die Teilnahme an der Preisverleihung.

Kontaktmöglichkeit:

uniT - Verein für Kultur an der KF-Universität Graz
Zinzendorfsgasse 22
8010 Graz
Österreich

Mail: office@uni-t.org

Tel.: +(43) 316-380 74 80

Web: www.dramaforum.at

Dotierung: 4.000,- €

Einsendeschluss ist der 04. März 2016.

Webseite: <http://www.dramaforum.at/retzhofer-dramapreis/>

Ausschreibung Menantes-Preis für erotische Dichtung

Benannt nach dem „galantesten“ Dichter des Barock, der als Christian Friedrich Hunold (1680-1721) in Wandersleben zur Welt kam, wird der Preis vom Menantes-Förderkreis der Evangelischen Kirchgemeinde Wandersleben in Zusammenarbeit mit der Thüringer Literaturzeitschrift *Palmbaum* seit 2006 alle zwei Jahre ausgeschrieben. Erotik mit Kirchensegen – geht das denn? Und ob! Bis zu 800 Autoren aus 15 Ländern haben sich bislang daran beteiligt. 2016 wird der Preis zum sechsten Mal verliehen! Nicht für fromme Texte, sondern ein Feuerwerk an Phantasie!

Senden Sie uns bis zu drei Gedichte oder eine Kurzgeschichte mit maximal fünf Manuskriptseiten (à 2000 Zeichen). Die Texte müssen bislang ungedruckt sein (Veröffentlichungen auf Websites sind möglich). Eine Jury aus fünf Kritikern und Schriftstellern ermittelt unter allen Einsendungen die fünf originellsten und lädt deren Verfasser zu einem Lesefest am 11. Juni 2016 in den Pfarrhof von Wandersleben ein, bei dem der Jury-Preis sowie ein Preis des Publikums (500,- €) vergeben werden.

Um für die Jury die Anonymität zu wahren, bitten wir die Texte ohne Verfasseramen, jedoch mit einer separaten Kurzbiographie unter dem Stichwort „Menantes“ zu senden an:

Evangelische Kirchgemeinde Wandersleben
Menantesstraße 31
99869 Drei Gleichen, Ortsteil Wandersleben

Eine Rücksendung der Texte erfolgt nur, wenn ein adressierter und frankierter Umschlag beiliegt.

Dotierung: 2000,- € für den Jurypreis und 500,- € für den Preis des Publikums

Einsendeschluss ist der 31. März 2016.

Webseite: <http://menantes-wandersleben.de>

„SCHLAFLOS* IM ELLINGTON – VOLUME 2“

Das ELLINGTON HOTEL BERLIN ruft Autoren zum Schreibwettbewerb auf.

Egal ob romantisch, spannend oder humorvoll, ob Krimi, Science Fiction, Grusel oder Lovestory – gesucht werden Kurzgeschichten, in denen Berlin eine Rolle spielt. Dafür sind bundesweit Autoren aufgefordert, ihre Schreibkünste unter Beweis zu stellen.

Veröffentlicht werden die sieben besten Geschichten im Buch „SCHLAFLOS* IM ELLINGTON – VOLUME 2“, das als „Fernsehalternative“ für Hotelgäste angedacht ist.

Für die zweite Ausgabe des Buches „SCHLAFLOS* IM ELLINGTON“ können Kurzgeschichten eingereicht werden, die bislang unveröffentlicht und zwischen 8.000 und 10.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen) lang sind.

Eine prominente Fachjury wählt aus den Einsendungen die besten sieben Beiträge aus. Sie werden in dem Buch „SCHLAFLOS* IM ELLINGTON – VOLUME 2“ veröffentlicht. Das Buch ist als „Fernsehalternative“ für Hotelgäste angedacht und liegt auf allen Zimmern des ELLINGTON HOTEL BERLIN aus. Darüber hinaus ist es als literarisches Hauptstadt-Souvenir für 9,90 € käuflich zu erwerben. Ein Teil des Erlöses wird – wie bereits bei der ersten Ausgabe des Buches – an die Berliner Tafel e.V. gespendet. Die Autoren der Erstausgabe waren: Brigitte Grothum, Veit Etzold, Gertraud Klemm, Jens Westerbeck, Irina von Bentheim, Heiko Mehnert und Linda Rachel.

Wir freuen uns auf zahlreiche Einsendungen an:

schlaflos@brandcampus.de.

Einsendeschluss ist der 31. März 2016.

Webseite: <http://www.brandcampus.de>

Die **eXperimenta** ist eine Plattform für bekannte wie unbekannte Poeten, Romanschreiber, Fotografen, Maler, Musiker, Verlage, Buchvorstellungen und eignet sich auch hervorragend für Kulturevents aller Art.

Sie ist ein kostenloses Web-Magazin und eignet sich für „kulturelle Werbung“ hervorragend.

Wir heißen Sie als Anzeigenkunden herzlich willkommen.

Sie können sich die aktuelle **eXperimenta** unter www.experimenta.de anschauen.

Hier könnte Ihre Anzeige stehen!
Anzeige halbe Seite hoch
265 x 75 mm: € 125,- Jahres-Abo: € 1.250,-

eXperimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

verloren im staub
verwehter träumerischer
Illusionen

Manolo Link, Dublin

Isabell Gawron: Eiszeit

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - **IN**stitut für **Kre**Atives **Sch**reiben - www.inkas-institut.de